Karl Bröger

Geschichten vom Reservisten Anzinger

1.85

Karl Bröger

Geschichten vom Reservisten Anzinger

Eugen Diederichs Verlag Jena

Deutsche Reihe Bd. 83

31. bis 40. Tausend
Copyright 1939 by Eugen Diederichs Verlag
Jena. Druck der Spamer A.-G. in Leipzig. 1941

Es hat sicher strammere Soldaten gegeben als den Reservisten Anzinger, die auch besser im Bild waren über den Krieg, seine Ursachen und seine Aussichten, über die sich der Anzinger niemals den Kopf zerbrochen hat.

Wenn ich aber heute zurückdenke und mir ein Bild machen will von jenem unverwüstlichen, bis in die letzte Faser echten Landser, der seine geschlagenen fünfzig Monate Weltkrieg an beinahe allen Fronten durchgehalten hat, dann steigt das Bild Anzingers herauf.

Ein mittelgroßes, über Brust und Schultern fast dürftig zu nennendes Mannsbild war der Anzinger, mit einem struppigen Haarschopf, der immer aussah, als wären die Haare eben mit einer Heugabel auf den Kopf geworfen worden. Bis die Gasmaske in Schwung kam, trug der Anzinger außerdem einen wilden Räuberbart, den er sich höchst eigenhändig mit der Drahtschere zurechtschnitt.

Viel Staat war mit dem Reservisten Anzinger nicht zu machen, doch einen zäheren Kerl fand man so leicht auch nicht wieder. Von Beruf Gußputzer in einer großen Maschinenfabrik, brachte der Anzinger zwei Eigenschaften mit, die sich aus seinem Handwerk herleiten: Kein noch so arger Lärm oder Dreck brachte ihn aus der Ruhe, und Durst hatte der Anzinger noch und noch.

Statt diesen Steckbrief noch weiter auszuführen, wird es besser sein, den Anzinger in seinen Taten und Meinungen ungeschminkt vorzustellen. Zu diesem Zweck seien einige Geschichten erzählt, die ihn in voller Lebensgröße zeigen und mit allen Lichtern und Schatten seines Charakters.

Die Feuerwassertaufe

Mit noch sechzig Mann Ersatz war auch der Reservist Anzinger zur Kompanie gekommen. Das begab sich vorgestern abends in Oppy. Die Kompanie war den ganzen Tag in der Staffel gefolgt und rückte abends in das brennende Frésnoy ein. Wie gewöhnlich fehlten die Feldküchen, was auf den Anzinger den ungünstigsten Eindruck machte. Er ließ sofort verlauten, daß ihm ein richtiger Schlag Bohnen jetzt wichtiger wäre als das schönste „Sprung auf – marsch, marsch!"

Kurz nach Mitternacht trat die Kompanie an. Fahl ergoß sich das Mondlicht über die Äcker und spaltete Schatten ab von den letzten riesenhohen Ulmen des Schloßparks von Frésnoy. Vorn schimmerte die Straße Frésnoy–Beaumont und war deutlich zu überschauen vom Parkausgang bis zum Eintritt in eine Ortschaft, die höchstens vierhundert Meter entfernt lag.

War diese Ortschaft rein? Hauptmann Helmer ließ die Gräben besetzen, die neben der Straße liefen, und fühlte selbst mit der Spitzengruppe auf den Ortseingang zu.

Was kam da um die Ecke?

Einsam radelte, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ein Soldat die Straße herauf. Er mußte Überfluß an Zeit und Gemütsruhe haben, weil er im schönsten Bummeltempo die Pedale trat und die kunstvollsten Zickzacks vollführte. Dazu pfiff er aus vollen Backen und unter Aufwand von Gefühl das schöne Lied „Guter Mond, du gehst so stille ...“ Den halblauten Anruf des Hauptmanns quittierte der radelnde Nachtwandler nur mit einer phlegmatischen Kopfwendung. Erst ein zweites „Halt!“ vermochte, daß er absaß und sich mit einer Stimme, die wie angeborenes Jodeln klang, vorstellte.

„Infanterist Hussak!... Zum Stab 10. Reserve-Regiments!... Arleux vom Gegner frei...! Feind schanzt auf der Höhe hinter Arleux!!!“

Diese außerordentliche Erzählung gab der Mann in einem Ton, als ob er sagen wollte: Was geht mich das an? Er schwankte dazu auf den langen Stacksbeinen und roch nach Rosen, die nur in einer vollen Schnapsbuddel blühen.

Hauptmann Helmer traf diese Art Radfahrer wohl zum erstenmal und suchte nach dem angemessenen Verkehrston.

„Mensch, stimmt das alles, oder bist du bloß besoffen?“

Der Infanterist Hussak war ein Muster an Biedersinn und Offenherzigkeit. Zunächst meckerte er pflichtschuldigst über den Witz eines Vorgesetzten, ehe er diese doppelsinnige Antwort gab:

„Bin ich auch, Herr Leutnant! ... Zu Befehl! ... Aber das andre stimmt alles! ...“

Kurzerhand befahl der Hauptmann dem nächtlichen Radfahrer, aufzusitzen und die Kompanie ins Dorf zu führen. Radfahrer Hussak voraus, dahinter Hauptmann Helmer mit der Spitzengruppe und in fünfzig Schritt Abstand die Kompanie: So zogen wir im Dorf Arleux-en-Gohelle ein, als die Kirchturmuhr gerade zwei Uhr morgens schlug. Die Meldung stimmte in allen Teilen.

Von diesem nächtlichen Erlebnis war niemand stärker betroffen als der Kamerad Anzinger. War er doch seinem Ideal leibhaftig begegnet. Dieser radfahrende Philosoph Hussak hatte die Welt mit allem überwunden, was darin war, den Krieg inbegriffen. In dieser Nacht gedieh eine Freundschaft, die gegen den Morgen zu bei Anzinger schon die Form einer verdächtigen Begeisterung annahm. Er ging unsicher auf den Beinen, schüttelte ohne Grund den Kopf und lachte glucksend, wenn einer nach Anlaß und Absicht dieser guten Laune forschen wollte. Den Lehrmeister Hussak mußte Anzinger bei Tagesanbruch ziehen lassen. Infanterist Hussak steckte den Ausweis des Hauptmanns über seinen nächtlichen Aufenthalt ins Hinterfutter, schwang sich nüchtern und dienstbewußt aufs Rad und strampelte los, daß die Straße staubte. Am Dorfausgang kehrte er sich, ohne die Fahrt zu mäßigen, um, steckte zwei Finger in den Mund und pfiff

gellend zum Abschied. Anzinger dankte mit dem gleichen Pfiff.

Der Sonntag von Arleux brach mit heiterem Himmel und milder Luft an und malte den sauberen Häuschen des Dorfes liebevolle Kringel und Kreisel auf Türen und Fenster.

An der rückwärtigen Wand eines stattlicheren Hauses lehnte eine hohe Leiter, die zwei obersten Sprossen noch über den Dachgiebel hinausgereckt. Dort oben saß Leutnant Gebert am Fernrohr und rief in den Hof hinunter, was er sah. Major Häberling, der Bataillonsführer, und Hauptmann Helmer schrieben in Stichworten nach.

„Höhe hinter Arleux stark besetzt! ... Gräben sind behelfsmäßig ausgehoben! ... Auf der Straße nach Bailleul Artillerie! ... Drei – nein! – vier Feldgeschütze! ... Über den Telegraphenberg geschlossene Kolonnen im Anmarsch! ... Mindestens zwei Bataillone! ... Bahndamm bei Farbus wird eben besetzt!“

Der Major wechselte einige Worte mit dem Hauptmann, grüßte und ging rasch aus dem Hof. Leutnant Gebert kletterte von der Leiter und schloß sich dem Kompanieführer an, dessen Gesicht langsam rot anlief.

Hinter den Zäunen und Hecken des Ortsrandes breitete sich die Kompanie zum Gefecht aus. Hauptmann Helmer stieß den rechten Arm hoch, und über die Wiese rechts sauste schon der Zug des Leutnants

Gebert auf die verschanzte Höhe los. Der Hauptmann hob den linken Arm, und der linke Zug kam ins Rennen. Er sprang selber hoch und warf die Mitte der Kompanie gegen die Stirnseite des Hügels.

Rasendes Feuer fegte über die anlaufende Truppe. Die Straße schnitt sich immer tiefer in den Boden und lockte unwillkürlich die nächsten Gruppen in ihre sichere Hut. Bald ging die halbe Kompanie Mann hinter Mann in diesem Einschnitt geduckt vor.

Ganz allein auf dem ausgesetzten Scheitel sprang noch der Anzinger. Er schrie und grölte aus vollem Hals, schwenkte einen länglichen, flaschenförmigen Gegenstand herausfordernd nach der Feindseite und blieb plötzlich stehen, breit gegrätscht, das Gewehr in die linke Achsel gezwickt. Er schüttelte die Flasche prüfend, nahm einen endlosen Schluck, torkelte in einem Viertelkreis und stützte sich, den Finger an der Stirn, tiefsinnig auf das Gewehr. Nahm alsdann den Tornister bedächtig ab, knetete ihn zupaß und legte sich längelang, der kugelspeienden Höhe verächtlich die Rückwand zeigend, auf dem Fleck nieder, in einem Arm das Gewehr, im andern die Flasche, den Kopf auf dem Tornister, die Füße in einer Himbeerhecke.

Das Gefecht flocht sich von Stunde zu Stunde enger und wirkte den ganzen Umkreis in ein blutiges Gespinst. Es ging nicht vorwärts bis in den späten Nachmittag. Dann griff Artillerie ein und schoß den zähen Gegner aus der Hügelstellung. Die Kompanie, stundenlang an einen Fleck genagelt, kam wieder in

Schwung, und als die ersten Schrägschatten dunkle Dreiecke aus den Feldern zackten, lag sie gesammelt auf der Höhe hinter Arleux.

Vor der Höhe waren da und dort graue, regungslose Häufchen zu erkennen, die Toten des Tages, einer davon Leutnant Gebert, dem ein Geschoß Fernglas und Halsschlagader zertrümmert hatte.

Major Häberling, in der Kompanie mit vorgegangen, drückte dem Hauptmann Helmer schweigend die Hand, drehte sich um und salutierte mit gezogenem Degen den Toten im Tal. Ohne Befehl erhob sich die stark gelichtete Kompanie, nahm den Helm ab und stand im frühen Abendschatten den stummen Kameraden die Ehrenwache.

Ein Wunder? – Ein Wahn? –

Unter den Toten regte sich einer, richtete sich in Sitzstellung auf und rieb gewaltig Augen und Nase. Drückte sich dann bedächtig vom Boden weg, schwang den Tornister über und trollte auf den Hügel zu.

Der Degen des Majors senkte sich.

„Schockschwerebrett! . . . Was ist da los?!!“

Die Kompanie feixte. Der von den Toten Erstandene war – Freund Anzinger. Den Struppschädel schief gestellt, immer wieder Blicke zurückwerfend und in verwundertes Kopfschütteln fallend, stelzte er gemächlich den Hügel herauf. Des Majors ansichtig, gab er seinem Helm einen Beutler, daß der Helm regelrecht saß, fiel in Haltung und brüllte mit verschlafener Stimme:

„Reservist Anzinger zur Stelle!“

Diese erschütternde Neuigkeit traf den Major bis in die Nieren.

„Wo kommst du denn hergeschneit, mein Lieber?... Bist du denn nicht tot?... Erzähl doch mal, was du in den letzten Stunden getrieben hast?“

Anzingers Gesicht war ein einziges Ausrufungszeichen. Er begriff sichtlich nur die letzte Frage und stellte deshalb schlicht und wahrheitsgemäß fest:

„Geschlafen, Herr Major!“

Nun wandelte sich der ganze Major in ein Fragezeichen.

„Geschlafen?... Allerhand Hochachtung!... Wo denn geschlafen, mein Sohn?... Doch nicht da hinten?...“

Der Major wies nach der Stelle, wo sich Anzinger aufgerappelt hatte. Der Zweifel ging Anzinger wohl an die Ehre, denn er verstärkte seine Stimme noch.

„Zu Befehl, Herr Major!... Da hinten!...“

Worauf der Major zunächst in Stillschweigen versank, Anzinger unsicher vom Kopf bis zum Fuß musterte und mit kurzen Schritten um ihn herumging.

„Also geschlafen hast du?... Und da hinten, wo keine Maus unbemerkt ins Loch schlüpfen kann?... Das muß ich mir aufschreiben... Aber wie kommst du denn dazu, mitten im Gefecht Klappendienst zu halten?... He, mein Lieber?“

Jetzt wurde die Sache für den Anzinger kitzlich. Er würgte und murkste etwas von arger Müdigkeit, und daß er sich früh kaum noch auf den Beinen halten konnte. Weil der Major ruhig zuhörte, redete sich Anzinger schnell frei und schilderte mit schöner Anschaulichkeit, wie er in der Kompanie vorgegangen wäre, wie es ihm plötzlich schwarz vor den Augen geworden sei, und wie ihn wohl eine Ohnmacht befallen hätte.

„Ohnmacht? ... So schaust du aus! ... Gesoffen wirst du Luder haben, bis es dir bei den Knopflöchern herausgelaufen ist ... Ich kenne doch meine Pappenheimer! ...“

Anzinger schwieg auf diesen Anpfiff hin in allen Sprachen, hielt aber im stillen den Major für einen Kenner, der sich nichts vormachen ließ.

„Natürlich! ... Es kann gar nicht anders sein ... Da hinten schlafen! ... Nur eine besoffene Sau kommt dem Messer aus ... Herr Hauptmann! ... Bitte, diesen Mann bei nächster Gelegenheit vorzunehmen!“

Diese Gelegenheit fand sich in einer Viertelstunde. Anzinger schob eine Strafpatrouille, saß aber eine Stunde später bereits im Lagerkeller der brennenden Brauerei von Willerval. Das flandrische Rauchbier löschte den gräßlichen Durst, und so war es nur in Ordnung, daß der Reservist Anzinger den Major Häberling und den Hauptmann Helmer mehr als einmal hochleben ließ. Ihnen dankte er Strafe und Genuß.

Rasch wurde die Geschichte im ganzen Regiment bekannt und lief bald in der Division um als die „Feuerwassertaufe". Nur wechselte der Held dieser tapferen Begebenheit öfters die Person, obwohl das wirkliche Ereignis einzig und allein dem Reservisten Anzinger unterlaufen ist.

Wie der Reservist Anzinger Arras eroberte

Jene Strafpatrouille, die der Anzinger als Belohnung für seine Feuerwassertaufe aufgebrummt bekam, muß noch näher geschildert werden. Ich kann das besser als jeder andre, weil ich an dieser Patrouille beteiligt war. Geführt wurde sie von dem Gefreiten Lapp. Das war ein mickriges Männchen von Gestalt, aber ungeheuer selbstbewußt und von seiner Gefreitenwürde maßlos eingenommen. Zur Patrouille gehörten noch der Anzinger als Ehrenmitglied und der Reservist Haueisen, auch eine feine Nummer.

Wir sollten über die Kleinbahn Vimy–Arras nach Westen hin aufklären und so weit vorgehen, als die Gegend vom Feind unbesetzt war.

Eine Karte hatte der Gefreite Lapp zwar dabei; sie hörte aber hinter Douai auf und konnte uns also soviel wie gar nichts nützen. Deshalb wälzte der Gefreite Lapp auch schwere Sorgen von wegen Verlaufen und Nichtmehrheimfinden. Der Anzinger

teilte diese Sorgen nicht. Er gab nichts auf Karten und verließ sich ganz auf seine Nase, die unfehlbar witterte, wo Bier, Schnaps oder Wein zu finden wäre. Was sollte der Anzinger auch mit einer Generalstabskarte anfangen? Lesen konnte er sie doch nicht, besaß aber dafür einen ausgeprägten Orts- und Spürsinn.

Die Bedeutung von Ortschaften schätzte der Anzinger nach der Größe der Kirche ab, die sich vorfand oder auch nicht da war. Wo die Kirche fehlte, hielt sich der Anzinger an die Wirtshäuser oder an eine etwa vorhandene Brauerei.

In den letzten Tagen war bei uns nur immer die Rede, daß wir nach Arras hineinmarschieren. Daran hielt sich der Anzinger und stapfte hinter dem Gefreiten Lapp nachdenklich in den trüben Abend hinein.

Die Bahnlinie war bald überschritten, ohne daß von einem Feind weit und breit etwas zu bemerken war. Hinter einem runden Hügel, der fast wie ein Katzenbuckel aussah, stieg dicker Rauch auf. Auf diesen Rauch hielten wir zu.

Der Rauch kam von einer Gruppe brennender Häuser, fünf an der Zahl, die sich um ein großes, massives Gebäude drängten. Am Zaun dieses Gebäudes ließ der Gefreite Lapp halten, denn ihm stiegen erhebliche Bedenken auf.

„Das kommt mir verdächtig vor ... Dahinein gehen wir nicht alle zusammen ... Einer muß voraus und kundschaften ...“

Für den Anzinger war es das gegebene Zeichen. Schon lief er über den Garten auf die brennende Häusergruppe zu. Auf einmal bekam es der Gefreite mit dem Verantwortungsgefühl.

„Wenns dem Anzinger jetzt eine naufbrennen! ... Ich bin haftbar dafür ... Es ist schon ein Jammer mit uns Gefreiten ... Überall stecken sie dich hin, wo eigentlich ein Unteroffizier hingehört ... Bloß bei der Löhnung nicht! ... Ein Kreuz ist es ...“

Wir feixten zu diesem Klagelied, weil wir es auswendig kannten. Lapp spann mächtig auf die Tressen. Im übrigen war die Besorgnis des Gefreiten völlig fehl am Platz, denn der Anzinger ruderte bereits mit geschwungenen Armen auf uns zu und schrie von weitem schon wie ein Zahnbrecher.

„Keine Maus in dem ganzen Kaff! ... Aber ein Bier, Leuteln, ein Bier! ... Oh, oha! ... Also, ich hab die Kaluppen auf den Kopf gestellt, ob noch wer da is ... Kein Schwanz! ... Im Keller vom letzten Haus steht euch aber ... Was steht euch da? ... Ein Mutterfaß! ... Ich drauf zu, den Feldkessel drunter und den Hahn auf ... Was läuft raus? ... Bier! ... Aber was für ein Bier! ... Ein Staatsbier! ... Anzinger, sag ich mir da, mit dir ist ein besonderer Schutzengel, der wo sich auskennt ...“

Ohne den Gefreiten erst nach seiner Meinung zu fragen, bestimmte Anzinger, daß sich die Patrouille zunächst in den Keller zu verfügen und dem Bier die

gebührende Hochachtung zu bezeugen hätte. Was auch geschah.

Der Keller war sackdunkel, während oben der Hausgiebel lichterloh flammte. Gefreiter Lapp schickte einen ängstlichen Blick hinauf.

„Wird uns doch das Dach nicht über den Kopf kommen? Und wir sitzen derweil drunten im Keller..."

Soviel Furcht bei soviel Durst hielt Anzinger für übertrieben.

„Brennen hast du auch noch nicht richtig gesehen, Schnapser... Vor einer Stund kommt der Giebel net runter... Wer Angst hat, hat keinen Durst und soll draußen bleiben... Bei mir brennts drinnen mehr und braucht nötiger das Löschen als da draußen... Licht her!... Gleich wirds geschafft sein..."

Einen glimmenden Dachspan blies Anzinger zur Flamme an und leuchtete mit dieser Fackel der Gesellschaft in den Keller hinunter.

Das flandrische Rauchbier schmeckte ausgezeichnet. Anzinger zapfte aus dem großen Mutterfaß einen Feldkessel voll nach dem andern ab, und wir hielten uns wacker daran. Bald war die Stimmung so weit gestiegen, daß es zum Singen kommen mußte. Der Reservist Haueisen stimmte mit einem mehr trinkfesten als klangvollen Bariton das schöne Lied an:

Nach der Heimat möcht ich wieder,
in der Heimat möcht ich sein...

Der Anzinger brummte dafür, was auf den Fall überraschend paßte:

Im tiefen Keller sitz ich hier . . .

Es klang schauerlich-schön, denn jeder behauptete seine Melodie und schrie deshalb aus Leibeskräften.

Dem Gefreiten Lapp war die Lage recht unbehaglich. Er drängte zum Aufbruch, mußte sich aber allerhand sagen lassen über mangelnden Mut und geringe Trinkfestigkeit. Darüber ärgerte sich Lapp schwer und goß mehr hinter die Halsbinde, als er vertragen konnte.

Ein mächtiges Poltern und Krachen jagte uns endlich aus dem Keller und von der Bierquelle fort. Der Giebel war heruntergekommen.

Nachts um zehn Uhr traf die Patrouille glücklich bei der Kompanie ein, die am Bahnhof von Petit-Vimy biwakierte. Der Hauptmann Helmer staunte nicht schlecht, als der Gefreite Lapp die Meldung erstattete: „Arras vom Feinde frei!“ und hauchte dann aber den Ärmsten mit voller Windstärke an, als er die Sachlage überschaut hatte.

Auf dem ganzen Rückweg hatte Anzinger dem benebelten Gefreiten eingeredet, die Patrouille wäre in Arras gewesen. Eine solche Brauerei und ein solches Bier könnte es nur in Arras geben. Die Stadt müßte schon deswegen besetzt werden.

Der Gefreite Lapp bekam die Unteroffizierstressen auf diese Meldung hin erst ein Vierteljahr später und hatte bös zu schaffen, bis er die Scharte halbwegs

wieder auswetzte. Der Anzinger ist aber felsenfest davon überzeugt geblieben, daß er damals Arras erobert hat. Seine Schuld wäre es nicht, daß später kein deutscher Soldat mehr bis ans Ende des Krieges nach Arras hineingekommen ist.

Wo wir damals eigentlich waren? In dem kleinen Weiler Willerwal, der eine im ganzen Artois bekannte Brauerei besitzt, aber immer noch sieben Kilometer von Arras entfernt liegt!

Der verlorene Brotbeutel

Die Kompanie lag noch keine zwei Stunden im Quartier von Oppy, als auch schon der Befehl kam, es müßte sofort ein Zug nach Frésnoy vor und das dortige Schloß besetzen, wo es nicht geheuer sei.

Natürlich traf es unsren Zug, der bei solchen ehrenvollen Aufträgen stets unheimliches Glück hatte. Der Reservist Anzinger fluchte, was der Stimmstock hergab, und marterte seinen Struppschädel mit der wichtigen Frage, was nun mit der Henne zu geschehen hätte, die halbgekocht in seinem Eßgeschirr brodelte. Vor einer Stunde hatte der Anzinger diese Henne erst kriegsgefangen und gedachte, daraus eine Nudelsuppe zu kochen, die es in sich hat. In der schönsten Kocherei kommt nun dieser Befehl zum Aufbruch. Der Anzinger verwünschte den ganzen Feldzug. Immer hieß es auf und weiter, wenn es gerade

einmal anfing, gemütlich zu werden. War es nicht vorgestern genau so gegangen? Da hatte der Anzinger im Schloßkeller von Lewarde eine gut im Sand versteckte Lage von Weinflaschen entdeckt und ausgebuddelt. Mindestens drei Dutzend Flaschen vom besten Rotwein waren es, und dem Anzinger blutete jetzt noch das Herz, wenn er daran dachte, wie ihn der Leutnant Seiler bei der zweiten Flasche schon aus dem Keller gejagt hatte, weil die Kompanie vor mußte. Wenigstens eine Flasche rettete der Anzinger noch. Vor fünf Minuten hatte er daraus den letzten Tropfen gesogen, und nun sollte es mit der Henne wieder verquer gehen?

„Mitgenommen wird sie, und wenn ich sie bis nach Paris mitschleppen muß", brummte der Anzinger und stopfte das halbgare Geflügel in den Brotbeutel. Draußen vor der Scheune war der Zug bereits angetreten, und der Leutnant Seiler schrie aufgebracht nach dem Anzinger, der drinnen noch immer herummurkste. Sie waren beide nicht gut aufeinander zu sprechen, der Herr Leutnant Seiler und der Reservist Anzinger, und führten einen Krieg im Kriege, bei dem durchaus nicht immer der Leutnant Sieger blieb. Der Anzinger verstand es meisterhaft, den dummen Johann zu spielen, wenn der Zugführer wieder einmal auf ihn geladen war. Und das war am Tag nur vierundzwanzig Stunden der Fall. Auch jetzt schrie der Leutnant dem Anzinger seine geringe Hochachtung ins Gesicht und schwor, dieser Himmel-

hund von einem Bummelanten würde noch einmal an seinem Heldentod schuld sein. Den Anzinger rührte das weiter nicht. Er schaute stocksteif in die großen runden Brillengläser des Leutnants, und was er dabei dachte, behielt er wohlweislich für sich.

Es war schon Nacht geworden, eine warme, halbdunkle Oktobernacht. Am Himmel zog eine silbergraue Wolke hin, aus der es brandig roch. Sie kam von Frésnoy herüber, das lichterloh brannte. Der Zug nahm seinen Weg über Weizenfelder und Rübenäcker. Die hohen Weizendiemen rauchten, denn unsre Artillerie hatte mit Brandgranaten hineingeschossen, weil diese Diemen für die französischen Jäger sehr willkommene und äußerst geschickt verwendete Stützpunkte darstellten. Mancher brave Kamerad war aus ihnen heraus abgeknallt worden.

Das Schloß von Frésnoy wurde ohne Zwischenfall erreicht. Leutnant Seiler verteilte seine Posten und stellte den Anzinger an das südliche Parktor. Er wollte ihn vom Schloß weghaben, denn er kannte seine Pappenheimer. Wo es eine Küche oder einen Keller in der Nähe gab, schob der Anzinger sofort und unermüdlich freiwillig Patrouille. Die guten Sachen konnten noch so raffiniert versteckt sein, der Anzinger schnüffelte sie aus und machte davon den einzig vernünftigen Gebrauch.

Warum er als Posten an das vom Schloß am weitesten entfernte Parktor gestellt wurde, wußte der Anzinger sehr gut. Erst ärgerte er sich etwas, dann

gewann er jedoch raſch ſeinen Gleichmut wieder, der den Anzinger in keiner Lebenslage verließ. Die zwei Stunden waren auszuhalten, dann wurde er ja abgelöſt und konnte ſich im Schloß umtun. Weil das Rauchen ſtreng verboten war, kaute der Anzinger wenigſtens an ſeiner Stummelpfeife herum und betrachtete aufmerkſam die Umgebung. Der Schloßpark von Frésnoy mußte ein ehrwürdiges Alter haben, wenigſtens ließ ſich das aus den Bäumen ſchließen, unter denen der Anzinger ſtand. Wunderbare, untadelig gewachſene Ulmen waren es meiſtens, von denen wohl keine unter hundert Jahre alt war.

Unter einer beſonders ſchönen Gruppe von Ulmen befand ſich ein kleiner Vorbau aus Stein, eine Art offene Veranda mit einigen Tiſchen und Bänken. Auf dieſer Veranda entdeckte der Anzinger einige Menſchen, einen alten, ſehr vornehm ausſehenden Herrn, eine nicht weniger ariſtokratiſche alte Dame und eine jüngere Frau mit zwei Kindern. Dieſe Menſchen ſaßen und lagen auf den Bänken und rührten ſich kaum. Eben trat Leutnant Seiler zu dem alten Herrn und mußte ihn wohl überzeugt haben, weil ſich alle von der Veranda in das Innere des Schloſſes zurückzogen.

Der Anzinger litt nicht an einer Überfülle von Gemüt. Aber der Anblick dieſer ſchweigenden Gruppe von Menſchen hatte doch eine Saite in ihm angerührt. Er dachte an daheim und wie er es tragen

würde, wenn fremde Soldaten auf heimatlichem Boden stünden. Ein Schloß hatte der Anzinger zwar nicht, doch ein Heim besaß auch er, wenn es auch nur eine bescheidene Mietwohnung in einer Vorstadt war. Ein leichter Seufzer stieg in seiner Brust auf, wurde aber vom Anzinger sofort unterdrückt. Es war halt Krieg.

Dieser Krieg war übrigens deutlich genug zu merken. Eine unruhige Schießerei zerriß die nächtliche Stille. Bald knallte es gegen Süden zu, wo die Scarpe floß, bald im Norden, wo die Schlackenhalden von Lens aufragten. Im Abstand von einigen Minuten krachte in das Gewehrfeuer hinein der regelmäßige Abschuß eines einzelnen Geschützes. Dieser Abschuß klang grauenhaft eintönig. „Siebenundsechzig... achtundsechzig... neunundsechzig...!" zählte der Anzinger, bis wieder der schmetternde Klang der einsamen nächtlichen Kanone kam.

In der nächsten Nähe des Schlosses von Frésnoy blieb es ruhig, sogar auffallend ruhig. Mit gespannten Sinnen lauschte der Anzinger in diese Ruhe, konnte aber kein verdächtiges Zeichen entdecken, das auf feindliche Absichten schließen ließ. Die zwei Stunden Wache gingen vorbei, ohne daß etwas zu melden war, und der Anzinger wurde abgelöst.

Darauf hatte er schon lange gewartet, denn er wollte doch auf seine Art das Schloß besichtigen, obwohl er rechtschaffen müde und voller Schlaf war. Seit fünf Tagen war die Kompanie nicht mehr aus

den Kleidern gekommen. Ein kurzes Schwanken zwischen seiner Müdigkeit und seiner Neugier ging schnell vorbei. Schlafen konnte er noch genug, aber wer weiß, wie lange sie in diesem Schloß blieben. Also zog der Anzinger zu seiner nächtlichen Streife los. Ins Schloß selbst kam er nicht hinein, weil es rings von Posten umstellt war, die zu einer andren Kompanie gehörten. Von einem der Posten hörte der Anzinger, daß drinnen der tote Kompanieführer der Neunten aufgebahrt sei. Er war am späten Nachmittag beim Sturm auf das Schloß gefallen.

Die Nebengebäude waren bis auf den letzten Fleck mit Kameraden belegt, die den Anzinger laut und leise anknurrten, wenn er sie bei seiner Stöberei anstieß und im Schlaf störte. Als der Anzinger schon die Hoffnung aufgeben wollte, jemals etwas zu finden, stieß er im hintersten Hofraum auf eine kleine Remise. Die Tür war nur angelehnt, und als der Anzinger nun den Kopf in die Remise steckte, fand er den Raum leer. Nur in einer Ecke lag ein großer Sandhaufen.

Wie ein Magnet das Eisen, zog dieser Sandhaufen den Anzinger an. Hatte er doch schon öfter als einmal die Erfahrung gemacht, daß in solchen harmlos aussehenden Sandhaufen ganze Weinlager versteckt waren. Eifrig buddelte er drauflos. Zunächst kam er nur auf Sand und nochmals Sand, dann fingerte er aber einen Gegenstand heraus, der seiner Form nach nur eine Flasche sein konnte. Es war auch eine Flasche,

sogar mit einer silbernen Halskrause, ein Fund, der allerhand versprach. Mit einem geschickten Hieb des Seitengewehrs köpfte der Anzinger die Flasche. Champagner war es nun nicht, was er daraus sog. Das Zeug schmeckte bitter, aber nicht unangenehm, und löschte den Durst. Was er eigentlich in jener Nacht getrunken hatte, bekam der Anzinger nie heraus, weil in diesem Augenblick ein Höllenlärm losbrach.

Als wäre plötzlich ein Vulkan in der Gegend aufgetaucht, knallte und krachte, brüllte und tobte es von allen Seiten. Mit zwei Sätzen war der Anzinger aus seiner Remise, rannte dabei den Leutnant Seiler fast um, der seinen Zug zu sammeln versuchte, und stürmte mit den andern auf das kleine Wäldchen zu, das sich an den Schloßpark von Frésnoy anschmiegte. Aus diesem Wäldchen kam der Höllenlärm.

Wir schossen uns bis zum Morgengrauen mit den französischen Jägern herum, die aus diesem Wäldchen heraus ihren nächtlichen Überfall auf Schloß Frésnoy angesetzt hatten. Es war eine satanische Knallerei, bei der keiner den andern sah und nur aufs Geratewohl dahin zielte, wo ein Mündungsfeuer aufblitzte. Als der Tag anbrach, hörte die Schießerei auf, und der Feldwebel Kormann sammelte den Zug im Schloßhof von Frésnoy. Alles war da bis auf den Zugführer, Leutnant Seiler, und den Reservisten Anzinger. Außer einigen Streifschüssen hatte es auch keine Verwundungen gegeben.

Was war mit dem Leutnant und mit Anzinger geschehen?

Aus einer Umfrage ergab sich nur, daß Leutnant Seiler beim Beginn des nächtlichen Überfalls als einer der ersten aus dem Schloßhof gestürmt und durch das südliche Parktor gegen das Wäldchen zu gelaufen war. Den Anzinger hatte nach seiner Ablösung keine Menschenseele mehr erblickt. Der Feldwebel suchte mit seinem guten Zeißglas das Wäldchen und die rechts und links anstoßenden Rübenfelder ab, konnte jedoch keine Spur der Vermißten entdecken. Auch zwei im Lauf der nächsten Stunden unternommene Streifen kamen ergebnislos zurück.

Um vier Uhr nachmittags, als alles voller Sehnsucht auf die Feldküche wartete, die hinten in Bois-Bernard stand, kam aus dem Wäldchen eine seltsame Prozession.

Zwei Soldaten, der eine feldgrau, der andre himmelblau, trugen auf einem Gewehr einen dritten Soldaten, der verwundet war. Der Feldgraue hatte den riesigen Armeerevolver des Leutnants in der Hand und zielte damit von Zeit zu Zeit auf seinen Mitsamariter.

Der Anzinger war es, und in seiner Gesellschaft ein junger französischer Jäger. Sie trugen den Leutnant Seiler auf dem Gewehr Anzingers, weil der Leutnant einen Beinschuß weghatte und nicht laufen konnte.

Umsonst suchte sich zunächst der Feldwebel Kormann einen Vers auf diese Geschichte zu reimen. Sie war so ungereimt wie nur möglich. Doch blieb dem Feldwebel ein längeres Kopfzerbrechen erspart. Leutnant Seiler übergab ihm als ältester Charge den Befehl über den Zug und schrie dann dem Anzinger zu, wo denn in Teufels Namen der Schinderkarren sei, von dem er geschwafelt hätte. Worauf der Anzinger in den Stall neben der Remise lief und einen alten, ehrwürdigen Grauschimmel daraus hervorzerrte. Diesen Veteran von Zugpferd spannte er vor ein kleines Korbwägelchen, warf ein Bund Stroh hinein und hob mit Hilfe des Feldwebels den Leutnant Seiler hinein. Dann setzte sich der Anzinger vorn auf den Bock und kutschierte stolz nach dem Verbandplatz in Bois-Bernard zurück. Während dieser ganzen Zeit stand der junge französische Jäger daneben in seiner himmelblauen Uniform und wunderte sich.

Am Abend kam der Anzinger von Bois-Bernard zurück. Er schwankte verdächtig auf den Beinen und roch auf eine Armlänge im Umkreis nach Rotwein. Von ihm erfuhren wir die Geschichte von der Bergung des verwundeten Zugführers.

„Wie der Leutnant aus dem Parktor gesaust ist, bin ich halt auch nach ... Ein richtiger Soldat ist immer, wo sein Führer ist ... Sie haben nicht schlecht hergepelzt, und auf einmal ist der Leutnant umgesunken ... Ich bin dann zurückgekrochen, denn die

Brüder haben auf mich gehalten und hätten mir zu gern eins aufgebrannt... Ich bin schon fast am Parktor gewesen, wie es Tag geworden ist... Da merk ich, daß mir der Brotbeutel fehlt... In dem Brotbeutel war auch eine Henne, die ich erst gestern abends in dem Kaff dahinten – Oppy heißt es, glaub ich – gesotten hab... Die Henne muß wieder her, hab ich mir gesagt, und wenn der ganze Wald voller Franzmänner steckt... Ich bin zwei Stunden lang in dem Wäldchen herumgekrochen und hab dabei den Leutnant gefunden und dicht bei ihm den himmelblauen Franzmann... Der hat euch vielleicht einen Bammel gehabt!... Aber mein Brotbeutel mit der Henne muß auch noch her... Eher rück ich einfach nicht ein... Na ja, ich hab den Futtersack dann auch gefunden... Das andre wißt ihr selber..."

Der Anzinger hat für die Bergung seines verwundeten Zugführers das Eiserne Kreuz bekommen. Wenn ihn aber später jemand nach dem Grund seiner Auszeichnung fragte, brummte er erst etwas in sich hinein und meinte dann: „Weil ich meinen Brotbeutel verloren hab..." Über diese Auskunft sind die Leute dann immer höchst erstaunt.

Nachdem wir uns fünf volle Wochen in den Weizenfeldern, Rübenäckern und Schlackenhalden des Artois herumgeschlagen hatten, rannte sich der Angriff endgültig zwischen Arras und Lens fest. Unser Regiment stieß sich an der Lorettohöhe die Knochen wund und kam auch nicht einen Schritt mehr vom Fleck.

Am östlichen Hang der Höhe buddelten wir uns ein, soweit wir nicht in den zerschossenen Häusern von Carency und Ablain-Saint Nazaire Unterschlupf fanden, und lagen den ganzen Winter über in dieser gesegneten Stellung. Gesegnet mit so ziemlich allen Plagen waren diese Gräben: Feuer von drei Seiten, endloser Regen, der höchstens zur Abwechslung einmal als Pappschnee fiel, Ratten und Mäuse die Menge und Läuse noch viel, viel mehr. Selbst das Bewußtsein, hier den am weitesten vorgeschobenen Punkt der ganzen Westfront zu halten, konnte uns wenig trösten und erheben. Drei Tage in Stellung, drei in Reserve und drei in Ruhe. So gingen die Wochen schleppend hin, immer wieder unterbrochen durch größere oder kleinere Unternehmungen, die bald wir, bald der „Franzl" für nötig hielt.

Es war schon ein sehenswerter Aufzug, wenn wir von Avion, wo wir in Ruhe lagen, vor in Stellung marschierten. In jenem ersten Kriegswinter wußte noch kein Mensch etwas von Gas und Gasmaske, weshalb wir unser Haar wachsen ließen, wohin es

wollte und wie es ihm gefiel. Dem Anzinger hingen die Kopfhaare ziemlich über die Halsbinde, und dazu wucherte ihm ein wahrhaft furchterregender Räuberbart von einem Ohr zum andern. Über Stiefel und Hosen, die natürlich „in denselben" waren, hatte er sich einen zerfledderten Zuckersack gezogen, an dem die halbe Stellung klebte. Schön sah er aus, der Anzinger, sehr schön, doch einen Soldaten stellt man sich gemeinhin anders vor. Neben ihm stapfte sein Spezl, der Reservist Haueisen, in eine alte Zeltbahn gewickelt und unter der Feldmütze mit einer wollenen Altweiberhaube verschönt, die er in Avion — Gott weiß, welcher! — französischen Großmutter abgelistet hatte.

Der Weg vor in die Stellung war scheußlich. Die fette Weizenerde hing sich an, als wäre sie aus lauter Kletten, und auf drei Schritte vorwärts rutschte man immer wieder zweie zurück. Auf diese Art brauchten wir für einen Weg sechs Stunden, der sonst in zweien zu bewältigen war. Daß sonach bei der Ablöserei weit mehr geflucht als gesungen wurde, ist leicht zu verstehen.

Mehr aber noch als alle anderen fluchte der Anzinger für sich allein und gab dazwischen dem alten Wassersack, den er anstatt eines Brotbeutels trug, manchen unguten Klaps. Darin zappelte es aber auch ungebärdig, doch blieb jeder Versuch, hinter das zappelnde Geheimnis zu kommen, erfolglos. Haueisen, der sich handgreiflich vom Inhalt des Wasser-

sacks überzeugen wollte, bekam mit dem Spatenstiel eins auf die neugierigen Finger.

„Hand von der Butten! . . Es sin Weinbeeren drin", knurrte der Anzinger den Spezl an. Wenn das zutraf, mußten diese Weinbeeren springlebendig sein. Wir zerbrachen uns die Köpfe über das Zappelwesen im Wassersack und einigten uns schließlich auf die Meinung, daß der Anzinger in Avion ein Stück Federvieh requiriert hätte und in Stellung vorn zu verspeisen gedächte.

Auch diese Ablösung ging glatt vor sich, und die Badenser, mit denen wir wechselten, zogen heilfroh und mit den üblichen Neckreden und Segenssprüchen ab. Wir ergatterten einen halbwegs trockenen Unterstand, richteten uns darin häuslich ein und bezogen Posten, soweit wir eingeteilt waren.

Unsere Gruppe blieb fürs erste davon verschont und so trat die gewohnte Ordnung in ihre Rechte. Viere taten sich zu einem „Schafskopf" zusammen, zweie legten sich aufs Ohr, und der Anzinger ging mit dem Kameraden Haueisen ans Auspacken seines Wassersacks. Alles luchste gespannt, welche Art von Geflügel nun zum Vorschein kommen würde, Hahn oder Henne, Ente oder Gans. Aber nichts von alledem tauchte aus der Tiefe des Wassersacks, dafür aber unter erheblichem Spucken und Fauchen eine weißundschwarzgestreifte Katze von ansehnlichen Körpermaßen.

War denn das nicht „Mimi", das vierpfötige Herzblatt der Witwe Piquot, bei der Anzinger im Quartier zu Avion lag? „Mimi", das durchtriebenste und verstohlenste Katzenvieh weit und breit, dem mancher Koch schon den Tod geschworen hatte? Auf jedes andere eßbare Lebewesen hätten wir getippt, aber auf „Mimi" wäre keine Menschenseele verfallen, denn eßbar war „Mimi" mit ihren mindestens fünf Lebensjahren nur unter ganz verzweifelten Umständen.

Der Anzinger weidete sich erst ausgiebig an der allgemeinen Verblüffung, ehe er mit der Sprache herausrückte.

„Was gibts da groß zu gaffen? .. Von euch Holzköpfen wär natürlich keiner auf die Idee gekommen .. Ich hab mir aber das Luder gefangen und in den Wassersack getaucht .. Soll da herum mit den Mäusen und Ratzen aufräumen, statt hinten bei den Feldküchen unser Fleisch zu klauen .. Damit da herin endlich etwas mehr Ruhe wird! .. Hat mir das Ratznzeug nicht erst vor vierzehn Tagen die letzte Wurst aus dem Weihnachtspaket gefressen und hab die Wurst doch mit Draht hier an der Decke aufgehängt! .. Das soll mir nicht nochmal passieren .."

Befriedigt fuhr sich Anzinger durch den Rinaldobart und sah stolz in der spärlich erleuchteten Runde herum. Wir schauten aber weniger ihn an als das Katzenvieh „Mimi", das auf dem Wassersack hockte und mit großen Glupschaugen die neue Umwelt musterte.

„Ein schlaues Leben hätten wir", fuhr der Anzinger in seinem Vortrag fort, „wenn wir uns hier außen das mistige Zeugs von Ratzen und Mäusen vom Leib halten könnten .. Es gibt ja dann noch immer Ungeziefer genug, aber die Läus fressen dir keine Wurst weg, die du an einem Draht an der Decke aufgehängt hast."

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und wenn „Mimi" wirklich die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllte, konnte es uns nur recht sein. Vorerst hockte sie weiter auf dem Wassersack und glupschte vor sich hin.

Am anderen Morgen war „Mimi" spurlos verschwunden und mit ihr zugleich eine zweipfündige Leberwurst, die der Unteroffizier Lösch bisher durch alle Gefahren der Stellung gerettet hatte. Lösch wetterte nicht schlecht und schwor dem Marder Tod und Verderben, der ihm das angetan. In vollem Ernst versicherte er immer aufs neue, er hätte den Marder im letzten Augenblick noch gesehen, wie er mit der Wurst aus dem Unterstand schlüpfte.

Wir bissen die Zähne zusammen, um nicht herauszuplatzen. Der Anzinger bekam ganz blaue Backen vor lauter Luftanhalten.

Ratten und Mäuse hatten nach wie vor ein schlaueres Leben als wir. Aber das freute den Anzinger doch, daß die Wurst dem Unteroffizier Lösch gehört hatte, mit dem er aus vielen Gründen nicht im besten Einvernehmen stand.

War die Katze auch nicht für die Ratten und Mäuse, so war wenigstens die Wurst für die Katz gewesen, und also hatte Anzinger „Mimi“ nicht umsonst in die Stellung getragen.

„Mimi“ kam übrigens schon vor uns nach Avion zurück, stob aber sofort in großen Sätzen davon, wenn sie einen Feldgrauen nur von weitem sah. Er brauchte gar nicht einmal einen Wassersack dabei haben.

Brüderschaft

Wer jemals dort eingesetzt war, schwor aus ehrlichster Überzeugung, daß es an der ganzen Westfront von Ostende bis zur Schweizer Grenze keine scheußlichere Stellung geben könnte.

Von drei Seiten eingesehen und befunkt, schlecht anzugehen, ewig naß und dreckig, lag diese Stellung auf dem tiefsten Punkt des Geländes, wo sich das Wasser von oben und unten sammeln mußte und durch keinen Graben abzuleiten war.

Ihren Namen „Schlamm-Mulde“ trug diese Stellung daher mit gebührendem Recht, und wer dort hineingesteckt wurde, besaß die doppelte Aussicht, nicht wieder abgelöst zu werden. Mancher gute Kamerad, der heil aus jedem Feuer kam, versoff elend in den gefährlichen Trichtern, die Langrohre, Mörser und Haubitzen erzeugt hatten. Die Geschütze standen gut gedeckt hinter dem Wald von Bouvigny, und die

dazugehörigen Beobachter guckten von den höchsten Bäumen gemütlich in die „Schlamm-Mulde“. Sie konnten jede Ratte verfolgen, die durch den Graben lief, und da an diesen niedlichen Tieren kein Mangel war, langweilten sich vermutlich die französischen Artilleriebeobachter nicht sehr.

In dieser gesegneten Gegend lagen wir bereits sieben Monate, sahen einer Räuberbande aus den böhmischen Wäldern ähnlicher als einem feldgrauen Truppenteil und hatten unsren ganzen Vorrat an Flüchen über ein solches Schweineglück längst erschöpft. Es war nur ein spärlicher Trost, daß wir nicht immer in der „Schlamm-Mulde“ stecken brauchten, sondern dazwischen dieses Vergnügen auch andern Truppen überließen. Viel schöner war es vor dem Marokkaner-Wäldchen oder am Telegraphen-Hügel nämlich auch nicht.

Jedenfalls bezogen wir die Muldenstellung zum drittenmal und rückten rechtzeitig genug ein, um keine Granate vom französischen Vorbereitungsfeuer zu versäumen. Dabei machten wir die überraschende Entdeckung, daß jedes Ding zwei Seiten hat, sogar die „Schlamm-Mulde“. Der Morast, den wir sonst nicht genug verwünschen konnten, nahm mit einem sanften, gluckſenden „Psch-t“ die französischen Granaten auf und stopfte ihnen das Maul. So viele Blindgänger wurden niemals wieder gezählt als dieser Tage im Umkreis der „Schlamm-Mulde“.

Der Anzinger hatte auf Grabenposten in einer

Viertelstunde siebenunddreißig Blindgänger gezählt und suchte sich jetzt einen Vers auf diese Tatsache zu reimen. Ein schneller Denker war der Anzinger nicht, dafür aber ein gründlicher; er hatte deshalb auch herausgekriegt, daß der Schlamm bei dieser Geschichte irgendwie beteiligt sein müßte. Nach dieser geistigen Anstrengung schüttelte der Anzinger gleichzeitig den Kopf und die Feldflasche, die nach strengstem Befehl Tee enthalten sollte, beim Anzinger jedoch auf Schnaps geeicht war und den befohlenen Tee noch niemals gesehen hatte. Was den Schnaps betrifft, hatte sich der Anzinger zur feinsten Spürnase der ganzen VI. Armee entwickelt.

Eigentlich war nun nach einer lang erprobten Übung ein Schluck fällig, und der Anzinger setzte auch willig dazu an. Mußte da nicht in diesem wichtigen Augenblick der Unteroffizier Lösch in den Unterstand rumpeln mit der erfreulichen Botschaft, der Reservist Anzinger hätte sich sofort auf Patrouille bereitzumachen.

Es ist nie ausgemacht worden, wer von den beiden dem andern ärger im Magen lag, der Unteroffizier Lösch dem Anzinger oder der Anzinger dem Unteroffizier Lösch. Schabernack tat einer dem andern an, wo es nur möglich war, und seit der Sache mit dem „Spanischen Reiter" war das Verhältnis erst recht gespannt.

Der Unteroffizier Lösch hatte keine gute Nummer bei uns; er war ein Schnauzer und Schleifer hinten

in Ruhe und ein großer Druckpunktnehmer vorn in der Stellung. Er buckelte vor jedem höheren Dienstgrad, am tiefsten aber vor den französischen Granaten, die er gar nicht vertragen konnte. Lösch wurde – und damit geschah ihm kein Unrecht – jener Sorte zugerechnet, für die unter uns der Ausdruck „Brüder" gebräuchlich war unter Hinzufügung verschiedener Eigenschaftswörter. In der mildesten Ausdrucksform hieß diese Sorte gewöhnlich „saubere Brüder".

Der Reservist Anzinger war nun auch kein Engel, sondern eine rechtschaffene Grabensau, kratzbürstig, versoffen und von einer ebenso unwahrscheinlichen wie findigen Faulheit. Er tat keinen Schritt, ohne nicht vorher tüchtig zu maulen. War er aber erst einmal auf den Trab gebracht, so führte niemand eine Sache besser und zuverlässiger aus, weshalb auch jeder den Anzinger gern dabei hatte. Einen Kameraden im Stich zu lassen, galt beim Anzinger als die größte Gemeinheit, auch wenn er sich noch keine Stunde vorher mit dem gleichen Kameraden in der derbsten Weise herumschimpfte. Als großer „Kopper" mißfiel deshalb der Anzinger dem auf seine Tressen ganz verrückten Unteroffizier Lösch. Allerhand kleine Aufträge waren die Folge dieses Mißfallens. Nun war der Anzinger aber sowenig auf den Kopf gefallen wie auf das Maul, und wo es ging, rächte er sich für die Aufmerksamkeiten des Unteroffiziers Lösch.

Die Sache mit dem „Spanischen Reiter" war eine solche Heimzahlung.

Wieder einmal hatte der Unteroffizier Lösch dem Anzinger eine Patrouille hingelehnt, war aber höchst unangenehm berührt, als er die Führung dieser Patrouille selbst übernehmen mußte. Anzinger genoß einen gewissen Ruf als Schleichgänger, den er nun bei dieser Patrouille erst recht bewähren wollte. Er kroch also die halbe Nacht mit dem Unteroffizier Lösch vor dem feindlichen Drahtverhau herum und versuchte, ein Stück herauszuschneiden, wobei sie dreimal eklig befunkt und verjagt wurden. Dem Unteroffizier Lösch hatte schon das erstemal genügt, allein Anzinger verwies auf den Befehl, ein Stück vom Drahtverhau mitzubringen. Nachdem es damit nichts zu werden schien, machte sich kurz vor Morgengrauen der Anzinger einfach über einen „Spanischen Reiter" her, und Lösch mußte den schweren Balken mitschleppen, er mochte wollen oder nicht. Daß der Anzinger die dicksten und tiefsten Stellen im Dreck auf dem Rückweg aussuchte und den Unteroffizier Lösch da mit unbändiger Wonne hineintauchen sah, versteht sich von selbst. Außerdem bekamen Uniform und Hände des Unteroffiziers tüchtige Risse von dem rostigen Stacheldraht ab.

Besser wurde dadurch das Verhältnis zwischen den beiden nicht, und deshalb brummte der Anzinger eine nicht gut nachzudruckende Bemerkung über den „sauberen Bruder" in sich hinein, bevor er sich zu der neuen Patrouille fertigmachte.

Die Nacht verging in großer Unruhe. Nur selten

setzte die feindliche Artillerie aus und holte dann in um so heftigeren Feuerstößen nach, was sie etwa versäumt glaubte. Es war volle Bereitschaft befohlen, jener liebliche Zustand, den der Soldat deshalb so verwünscht, weil er in den meisten Fällen für die Katz ist. Angegriffen wurde auch diesmal nicht. Am Vormittag trat sogar verhältnismäßig Ruhe ein, und jetzt war Zeit, festzustellen, daß die Patrouille mit dem Unteroffizier Lösch und den Reservisten Anzinger und Küblein noch nicht zurückgekehrt war.

Noch ein Tag verging, der gegen Abend starkes Feuer brachte, und darauf eine Nacht, die der vorhergegangenen nichts an Ungemütlichkeit nachgab.

In aller Herrgottsfrühe, knapp vor Aufgang der Maisonne, knatterte auf einmal aus der Richtung des Marokkaner-Wäldchens wildes Gewehrfeuer, und unser Zugführer wollte schon die Gräben besetzen lassen. So schlagartig wie das Feuer gekommen war, hörte es aber auch wieder auf. Wir legten uns nochmals aufs Ohr und döste weiter. Nur wenige merkten, daß der Anzinger in den Unterstand gestolpert kam und sich gleichfalls hinhaute.

Dann bekamen wir das erste richtige Trommelfeuer auf den Hals, das heißt, nicht eigentlich wir, sondern die Gräben rechts und links von uns. Drüben hatten die Beobachter wohl die vielen Blindgänger gemeldet, und die französische Artillerie sparte deshalb unsre „Schlamm-Mulde“ aus.

Von den Posten hörten wir die Geschichte zuerst. Die wilde Schießerei in der Frühe hatte unsrer vermißten Patrouille gegolten, die urplötzlich aus einem großen Trichter im Niemandsland aufgetaucht war. Beinahe hätten unsre Posten losgepulvert und den Unteroffizier Lösch beschossen, der in einer wahrhaft bejammernswürdigen Verfassung und halbtot in den Graben rutschte. Der Anzinger und der Küblein hätten einen verwundeten Somali von den Marokkanern mitgeschleppt, und der Anzinger müßte, seinem Gangwerk nach zu urteilen, kräftig einen gehoben haben. Merkwürdig sei gewesen, daß der Unteroffizier bis auf die Haut naß, die zwei andern dagegen brottrocken waren.

Zu diesem Bericht des Postens kam der Anzinger angewackelt, als gerade von dem nassen Korporal und den trockenen Reservisten die Rede war, wozu der Anzinger breit und boshaft grinste.

Wir witterten wieder eine Geschichte von der Art des „Spanischen Reiters" und drängten den Anzinger um Aufklärung. Er ließ uns erst etwas zappeln, um dann desto ausführlicher über die Sache zu reden.

Die Patrouille sollte ursprünglich von einem andern Unteroffizier geführt werden, der aber am Nachmittag leicht durch Granatsplitter verwundet wurde. Dadurch kam Lösch zu der unverhofften und unerwünschten Ehre. Der Auftrag lautete, einen zwischen den Stellungen liegenden Trichter daraufhin zu

erkunden, ob er besetzt wäre und – wenn möglich! – in welcher Stärke und von welchem Truppenteil.

Anfänglich verlief alles ohne Zwischenfall, aber zehn Meter vor dem bewußten Trichter gerieten die drei Leute in ein äußerst unangenehmes Flankenfeuer vom Marokkaner-Wäldchen her. Waren sie von dort aus erkannt worden, oder was sonst immer die Ursache des Feuers sein mochte: gelang es ihnen nicht, schleunigst in den Trichter zu kommen, dann hatte ihre Haut bald mehr Löcher, als gesund und zuträglich war.

In den Trichter kamen sie und fanden ihn auch besetzt, doch nur von einem einsamen Somali, der einen Schuß in die Schulter weg hatte. Der arme Teufel erschrak sich zu Tode, als ihn der Anzinger im Genick packte. Weiter geschah ihm nichts, nur Gewehr, Patronen und Bajonett räumte der Reservist Küblein auf die Seite.

Ihren Auftrag hätte die Patrouille damit eigentlich erfüllt gehabt, und dem Einrücken lag nichts mehr im Wege. Der Unteroffizier Lösch drängte auch zur Heimkehr, denn er steckte bis zum Nabel in dem dicken Brei des Trichters. Allein stumm deuteten die Reservisten in die Richtung des Marokkaner-Wäldchens, und der Gedanke an das gemeine Flankenfeuer stieg dem Unteroffizier peinlich auf. Die beiden Reservisten hatten sich die besten und trockensten Plätze im Trichter ausgesucht und waren stillschweigend, nur durch Augenzwinkern, übereingekommen,

den „sauberen Bruder“ diesmal tüchtig zu ducken. Dazu brauchten sie nur im Trichter zu bleiben, und das taten sie auch volle sechsunddreißig Stunden.

Der Trichter bekam einen gehörigen Teil vom Trommelfeuer ab, und mit jeder Granate, die in seiner Nähe krepierte, duckte sich der Unteroffizier Lösch tiefer in den Brei. Die Nächte waren trotz der Frühlingszeit noch empfindlich kühl, und so war es kein Wunder, daß der Unteroffizier Lösch erbärmlich schnatterte und einen wahren Zapfenstreich mit den Zähnen vollführte. Anzinger freute sich diebisch und machte dem Vergnügen erst dann ein Ende, als Lösch bis an den Hals im Morast stand und die Sache langweilig zu werden begann. Dann zogen Anzinger und Küblein mit vereinten Kräften den Unteroffizier aus dem Sumpf, machten ihrem Neger durch Zeichen klar, daß es in die deutsche Stellung zurückginge, und brachten dieses Kunststück auch im Morgengrauen zuwege. Wir wußten jetzt genau, warum es um diese Zeit so toll aus dem Marokkaner-Wäldchen geknallt hatte.

Nicht klar wurde uns aber, warum der Anzinger und der Küblein immer von einer „Brüderschaft“ redeten, die sie mit dem Unteroffizier Lösch verbinde. Es ist auch kein Mensch richtig dahintergekommen, was es damit auf sich hat und wer diese Brüderschaft wem angeboten hat und ob sie angenommen wurde.

Die Stellung in der „Schlamm-Mulde“ brauchten wir nicht mehr zu beziehen und gönnten dieses Vergnügen neidlos den Franzosen. Drei Tage nach der

Brüderschafts-Patrouille wurde die „Schlamm-Mulde“ von ihnen gestürmt, und die Alpenjäger vom 42. Bataillon mögen hinterher nicht wenig über diesen Erfolg geflucht haben.

Noch einer fluchte, wenn auch einige Zeit später, nämlich der Anzinger.

Weil der Unteroffizier Lösch für die schneidige Führung und Durchführung der Patrouille das E. K. I bekam und von Stund an nichts mehr von „Brüderschaft“ wissen wollte.

Das Fest im Kukuruz

Immer, wenn es wieder auf Weihnachten zugeht, erzählt der Anzinger gern von den fünf Kriegsweihnachten, die er mitgemacht hat. Anno 1915 und 1917 hatte der Anzinger Urlaub ergattert und feierte daheim. Aber von diesen Glücksfällen sprach er recht geringschätzig, denn damals gab es in der Heimat bereits schmale Bissen, und das Bier war auch dünn geworden. Dagegen rühmte der Anzinger in starken Worten das Christfest von 1916, und warum er das tat, sollt ihr gleich hören. Leider läßt sich die Geschichte nicht mit den starken Worten Anzingers erzählen, weil viele von diesen Worten einfach nicht druckfähig sind.

Der Anzinger war damals in Rumänien, lag mit seinem Regiment achtzehnhundert Meter hoch über

Campolung und hatte die ebenso ehrenvolle wie schweißtreibende Aufgabe, mit einem Tragtier Patronen und Fleischbüchsen in die Stellung zu schaffen. Das Tragtier, ein walachisches Pony, fror bei diesem Geschäft weniger als der Anzinger. Dem Pony war nämlich ein struppiger Winterpelz gewachsen. Wenn dieser Pelz auch aussah, als hätten sich alle Motten der Welt darin versammelt, so hätte ihn der Anzinger doch zu gern um die Schulter hängen gehabt. Wenigstens wärmte er sich fleißig die Hände darin.

Eines Tages kam die Sache auch bei Campolung wieder in Fluß, und der Anzinger begann den Vormarsch hoch zu Roß. Es muß schon ein malerisches Bild gewesen sein, wie sie hinter den weichenden Rumänen herzogen. Da gab es nämlich mehr solche Schlauköpfe, wie der Anzinger einer war, die sich auch sagten, daß schlecht geritten allemal noch besser ist als gut gelaufen. Außerdem hatten sie den Rössern, die manchmal auch nur Esel waren, aufgepackt, was ihnen in den Wurf kam: Hühner, Gänse, Schinken und andre eßbare und schätzenswerte Dinge. Der Anzinger schwelgte begeistert in dieser Schilderung und erklärte nachdrücklich, das wäre noch ein Krieg gewesen, wie ein Krieg sein muß, nicht diese stumpfsinnige Grabenhockerei im Westen. Der Divisionsstab war nun freilich andrer Meinung über den Anzug und Aufzug einer deutschen Truppe, weshalb der Anzinger in Buzau von seinem Pony geholt und wieder auf die eigenen Kommißstiefel gestellt wurde.

Das geschah am Mittag des Heiligabends von 1916. Der Anzinger, ein Philosoph seit eh und je, nahm diese Wendung der Dinge gelassen hin und stiefelte in der Kompanie über die Buzaubrücke. Die Gegend gefiel ihm ja nicht besonders. Er vermißte sofort die toten Winkel darin und äugte mißtrauisch nach den Höhen im Hintergrund. Sie luden zum „Sprung – auf! Marsch, marsch!“ geradezu unverschämt ein. Nur zu bald sollte sich zeigen, wie berechtigt das Mißtrauen Anzingers war. Von den Höhen kam derart starkes Feuer aller Waffen, daß es mit dem Vormarsch schlagartig aus und zu Ende war. Die Kompanie zog sich nach rechts hinaus in ein kleines Eichenwäldchen, um dort weitere Befehle abzuwarten. Solche Befehle blieben jedoch den ganzen Nachmittag aus, was seine guten Gründe hatte. Auf den elenden Straßen waren alle Fahrzeuge steckengeblieben. Die Pferde, soweit sie überhaupt noch stehen konnten, mußten gegen die landesüblichen Zugochsen ausgetauscht werden, die durch kein Mittel aus ihrem geruhsamen Trott zu bringen waren. Die Fahrer der Batterien und Staffeln mochten fluchen, was aus dem Halse ging: die Ochsen setzten Bein vor Bein und dachten nicht an Trab oder gar an Galopp.

Der Heilige Abend brach nebelnd und mit einem leichten Schneegestöber an und fand den Anzinger auf der Suche nach den Fahrzeugen des Bataillons. Eigentlich hatte es der Anzinger auf die Feldküchen

abgesehen, die er aber nicht fand. Dafür traf er auf dem halben Weg nach Mizil einen Panjewagen mit Post für das Bataillon. Dieser Fund, ganz und gar unvermutet, entschädigte vollkommen für die Feldküchen, und da auch für den Anzinger selber ein Päckchen dabei war, zog er sich vergnügt in sein Erdloch zurück.

Die russischen Geschütze funkten nicht schlecht und hatten die Kompanie schnell aus dem Eichenwäldchen vertrieben. Sie buddelte sich in einem Feld links davon ein. Auf diesem Feld stand der Kukuruz in mannshohen Garben, und der Anzinger, findig wie immer, hatte sein Loch unter ein solches Kukuruzmännchen gewühlt. Dort saß es sich, den Umständen entsprechend, ganz behaglich, wie der Anzinger ernsthaft versicherte.

„Die Nacht zum ersten Christtag und diesen ganzen Tag selber bin ich unter dem Kukuruz gehockt und hab Weihnachten gefeiert. Mit was, wollt ihr gern wissen? Na, in dem Heimatpackl war ein Dutzend Zigarren. Die letzte hab ich kurz vor dem Angriff am zweiten Weihnachtstag verqualmt. An Schnaps hats da drunten nie gefehlt, und aus dem Tran bin ich eigentlich seit Campolung nicht mehr herausgekommen ... Meine Herren! ... Soviel Schnaps hab ich seitdem nicht mehr gesehen, wie ich damals gesoffen hab. In dem Erdloch bei ... bei ... Die verdammten rumänischen Namen kann ich nicht merken."

Der Anzinger meinte Rimnicu-Sarat, wo er die berühmte Weihnachtsschlacht von 1916 gegen die Russen mitgekämpft hat.

„Aber schöner noch als die Zigarren und der Schnaps war doch der kleine Fichtenzweig von daheim. Den haben sie obenauf ins Packl gelegt. Halb verdorrt war er ja schon. Ich hab aber doch immer wieder dran gerochen. Wir wohnen daheim nicht weit vom Wald. Bei dem Riechen wars, als ob ich daheim durch den Wald geh... Eigentlich Blödsinn!... Doch so echt und gut hat seitdem kein Zweig von einem Christbaum mehr gerochen."

Den Zweig verlor der Anzinger am zweiten Weihnachtstag beim Sturm auf die Höhe 804. Er flucht heute noch, wenn er darauf zu sprechen kommt.

Stiefel muß sterben

Der Reservist Anzinger hockte am Wegrand und beguckte nachdenklich seine Schäfter. Viel Staat war mit ihnen nicht mehr zu machen, stellte der Anzinger fest und überlegte dann, was in diesem bedauerlichen Fall zu tun wäre. Noch mehr Draht herumwickeln? Er hatte ohnehin bereits gute fünf Meter von der Quasselstrippe für diesen notwendigen Zweck geklaut, und trotzdem verriet die rechte Stiefelsohle heftige Neigung, sich von ihrem Oberleder zu trennen und in Reserve zu gehen.

Verdenken konnte ihr Anzinger dieſes Bedürfnis nach Ruhe nicht. Zwei Jahre ſtand er nun ſchon in dieſen Schäftern und hatte den Kalkſtaub der Champagne, die flandriſche Sumpferde und den weißgrauen Staub Galiziens von ihnen geklopft oder auch nur gewaſchen, denn zum Bürſten war er noch nie gekommen. Oder halt, einmal doch! Als er vor einer Ewigkeit in Urlaub gefahren war! Da war ihm das Kunſtſtück geglückt, die Stiefel auf Glanz zu bringen, zwar nur auf Mattglanz, doch gegen den ſonſtigen Zuſtand ſahen ſie faſt unverſchämt vornehm aus. Wenn alles klappte, war es in drei Tagen wieder einmal ſoweit mit dem Urlaub, aber den Anzinger bedrückten ſchwere Zweifel, ob er diesmal nicht vielleicht barfuß heimfahren müßte. Fahren würde er, und wenn es in den landesüblichen Opanken wäre, die in dieſer geſegneten Gegend Männlein und Weiblein trugen, vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt Schuhzeug am Fuß hatten.

Für einen eingefleiſchten Infanteriſten, wie der Anzinger einer war, lag dieſe Stiefelfrage gar nicht ſo einfach. Das Gewehr und die Handgranate in Ehren, ohne deshalb den Brotbeutel und die Feldflaſche zu verachten, ſofern ſie nicht gerade leer waren: ein echter Infanteriſt ſteht und fällt mit ſeinen Stiefeln. Das galt für den Anzinger als ausgemachte Sache, die er in lebhafter Rede und Gegenrede ſchon oft gegen die Brüder von andren Waffengattungen vertreten hatte. Ein Artilleriſt etwa trägt auch Stie-

fel, aber notwendig sind sie eigentlich nicht. Auf einer Protze kann ich gut und gern mit bloßen Füßen sitzen, und richten sowie abfeuern läßt sich ein Geschütz auch barfuß. Aber kann sich jemand einen bloßfüßigen Infanteristen vorstellen?

Bis dahin war der Anzinger in seiner tiefsinnigen Betrachtung gekommen, als rechts von ihm ein dumpfer Knall krachte und die schwarze Erde aufwarf. Im Nu schaltete sich der Anzinger auf die Gegenwart um, vergaß den Urlaub und die Stiefelfrage und spähte aufmerksam die Gegend ab. Gut einen Kilometer vorwärts floß langsam und in vielen Windungen der Sereth und trennte die Stellungen.

Ein halbes Jahr lagen sie schon hier und hatten mehr von den Mücken und Stechfliegen auszustehen als von den russischen und rumänischen Schützen. Wenn der Anzinger an den Westen dachte, etwa an die Lorettohöhe oder an den Houthoulster Wald, dann kam ihm der Krieg hier schon arg gemütlich vor. Gräben gab es fast nicht, weil die Serethmulde versumpft und immer naß war. Feldwachen mit vorgeschobenen Posten genügten zur Sicherung der Linie, und auf einem solchen Posten befand sich auch der Anzinger. Die nächsten Posten rechts und links von ihm standen hinter riesigen Maisschobern, und die Feldwache, zu der sie gehörten, hatte sich dreihundert Meter rückwärts in einem Pflaumengarten eingenistet.

An Gefahr dachte kein Mensch, denn die letzten schweren Gefechte lagen Monate zurück, und der

Sereth wälzte sich als beruhigend breites Hindernis zwischen hüben und drüben. Dazwischen krachte alle heilige Zeit einmal ein Schuß, den keine Partei als Bedrohung empfand, sondern eher als ein Lebenszeichen, daß man noch da war. Vom Westen her war der Anzinger an eine ganz andre Knallerei gewöhnt und erfreute sich überdies ausgezeichneter Nerven, die ihm so leicht nicht durchbrannten. Der Anzinger führte diese Gemütsruhe auf den Lärm und das Getöse in seinem Betrieb zurück und behauptete schlankweg, es gäbe keine bessere Schule gegen Feuerscheu als die Arbeit in einer Kesselschmiede.

Beweisen brauchte der Anzinger diese Gemütsruhe zunächst nicht mehr. Der einsamen Granate folgte eine volle Stunde lang kein zweiter Schuß, so daß der Anzinger wieder sachte an seinen Urlaub zu denken anfing und an die damit eng zusammenhängende Frage: Wird sich ein Paar Stiefel bis dahin auftreiben lassen? Und wenn nicht, was dann? Gelangweilt von der Stille rundumher, stocherte der Anzinger im Maisstroh der großen Dieme, die neben der Straße stand, fischte auch glücklich einen reifen Kolben heraus und knabberte an dem süßlich-faden Zeug.

Was nun in den folgenden zwei, drei Minuten geschah, spielte sich viel schneller ab, als es hier erzählt werden kann.

Aus allernächster Nähe knallte es, erst Einzelschüsse, dann ganze Salven, und die Geschosse sumsten dem Anzinger, der sich auf den Bauch geworfen hatte,

zornig um die Ohren. Der alten Regel treu, daß man nur schießen soll, wenn ein Ziel zu sehen ist, kroch der Anzinger auf Knie und Ellenbogen hinter seine Maisdieme und richtete sich vorsichtig auf. Das Geschieße hielt lustig an und verstärkte sich sogar noch. Hinter sich hörte der Anzinger ein Getrappel, drehte sich aber gar nicht einmal um, weil er auch so wußte, daß es nur von der Feldwache herrühren konnte, die aus ihrem Pflaumengarten schwärmte und die für einen solchen Überfall befohlene Stellung bezog.

Es war ein beruhigend sicheres Gefühl, die Kameraden im Rücken zu wissen, weshalb sich auch der Anzinger ganz den Ereignissen vorwärts widmete. Eigentlich geschahen diese Ereignisse mehr rechts vom Anzinger, aber erstaunlich waren sie auf jeden Fall, schon weil sich alles an einem hellen Nachmittag zutrug. Ein halbes Dutzend Kerle balgten sich um den Strohhaufen hundert Meter rechts, und mühten sich aus allen Kräften, einen heftig widerstrebenden Körper wegzutragen.

Sofort war der Anzinger im Bild. An jener Stelle stand sein Spezi auf Posten, der Reservist Haueisen, mit dem er seit dem Ausmarsch Seite an Seite ging und Freude wie Leid geteilt hatte. Den Haueisen wollte die Bande verschleppen; aber vorerst gab es nur ein wüstes Gebalge, denn Haueisen wehrte sich entschieden seiner Haut, schlug und trat um sich wie ein störrischer Maulesel und brüllte dazu, was aus der Kehle ging. Nach dem Kampfbild zu schließen,

mußten die Angreifer nicht mehr fest auf den Beinen stehen, sonst hätten sie den Widerstand des einzelnen Mannes längst brechen müssen. Aus mancher verdächtig torkelnden Bewegung entnahm der Anzinger, daß sie von dem einheimischen, übrigens ausgezeichneten Pflaumenschnaps wohl mehr genossen hatten, als ihrem kühnen Unternehmen zuträglich war.

Blitzschnell überlegte Anzinger, was zu tun wäre, hob das Gewehr und feuerte hinaus, was in der Kammer war, aber nicht in den Haufen hinein, sondern über die Köpfe weg. Wie leicht hätte er sonst den eignen Kameraden treffen können. Dann sprang er hinter seinem Strohhaufen vor und mit einem wahrhaft erschütternden Gebrüll auf die balgende Gruppe los. Dabei knackte etwas unten an seinem rechten Stiefel, und dem Anzinger kam es vor, als ob sich seine große Zehe selbständig gemacht hätte. Für lange Untersuchungen blieb jedoch keine Zeit. Der Anzinger, von jeher ein herzhafter Raufer, stürzte sich in den Knäuel, bekam einen stämmigen Russen im Genick zu fassen und schnürte dem Gegner die Luft ab und damit zugleich einen wüsten Fluch. Der Russe schlenkerte die rechte Hand ganz unsinnig, schlüpfte behend aus dem Würgegriff Anzingers und riß mit staunenswerter Gewandtheit aus, immer die Hand dabei schlenkernd und nun laut fluchend. Der Reservist Haueisen hatte nämlich dem Russen halb den Daumen durchgebissen, als dieser versuchte, ihm den Mund zuzuhalten.

Die restliche Begebenheit ist schnell berichtet. Als die Kameraden von der Feldwache auf dem Kampfplatz erschienen, ziemlich atemlos und recht ungehalten über die Störung, wälzte sich der Anzinger mit einem der Angreifer auf dem Boden und zerdrosch ihm wütend das Gesicht. An einen zweiten Mann hielt sich der Reservist Haueisen, dem die Uniform halb in Fetzen herunterhing. Die beiden Unglücksraben der gewaltsamen Erkundung glotzten blöde über diesen Wandel der Dinge, waren damit aber sichtlich nicht unzufrieden, als sie abgeführt wurden.

Sehr unzufrieden war dafür der Anzinger. Sein rechter Stiefel war gänzlich aus den Fugen, und selbst der beste Telefondraht konnte daran nichts mehr ändern.

Drei Tage darauf ist der Anzinger aber doch in Urlaub gefahren, und zwar in ganz netten Schäftern, die er sogar auf Glanz gebracht hatte. Der Kamerad Haueisen hatte Stiefel mit ihm getauscht, weil es auf ein Paar Stiefel auch nicht mehr ankommt, wenn eine neue Uniform ohnehin angefordert werden muß.

Sargnagel – halb und halb

Erwischt hat es den Anzinger zum erstenmal in einer sogenannten „Sommerfrische", einer ganz ruhigen Stellung, wo auf die Minute genau bekannt war,

daß jetzt die täglichen vier Granaten von drüben kommen müssen. Der Anzinger ist später noch zweimal verwundet worden, und auch da geschah es in ruhigen Stellungen. Aus dem ärgsten Feuer an der Somme und in Flandern kam er immer heil heraus.

Die erste Verwundung trat unter sonderbaren Umständen ein. Wie jeder echte Landser hatte der Anzinger seinen Sparren. So schwor er Stein und Bein darauf, daß es im Krieg nirgends sicherer und gemütlicher wäre als möglichst nahe am feindlichen Graben. Von wegen der hundsgemeinen Artillerie, die dann nicht böllern kann, weil sie nicht weiß, ob sie nicht in den eigenen Graben funkt. Am liebsten hockte daher der Anzinger in der vordersten Sappe und zog einen solchen Posten jeder andren Stellung vor.

Am „Sternwald" gingen manche Sappen bis auf zwanzig Meter an das feindliche Drahtverhau heran, eine glänzende Sache für den Anzinger, der sich in einer solchen Sappe einnistete. Im zeitigen Frühjahr ließ es sich dort aushalten, denn nichts deutete noch darauf hin, daß drei Monate später hier die Sommeschlacht toben sollte. Wenigstens merkte der Anzinger nichts von Vorbereitungen auf diese Schlacht, sondern saß in seinem Loch, rauchte hinter der vorgehaltenen Hand und dachte über die Aussichten eines Urlaubsgesuches nach, das er vor zehn Tagen bereits eingereicht hatte.

Still und friedlich lag die ganze Gegend da, ein paar Wölkchen segelten am Himmel hin, so weiß und

duftig, als wären sie frisch gewaschen, und der Anzinger gähnte zum Himmel hinauf vor lauter Langeweile. Was machte wohl der Franzmann drüben in seinem Loch? Man mußte die Brüder drüben etwas aufmuntern und sich dabei selber die Zeit vertreiben.

Der Anzinger griff sich eine leere Fleischdose, füllte sie mit Erde und Steinen und warf dieses harmlose Geschoß mit kräftigem Schwung in den feindlichen Graben. Der Dose folgte ein Sandsack, dann eine alte Glaskruke, die, wer weiß wie lang schon, herumlag, ein halber Schießrahmen und was sonst dem Anzinger noch unter die Finger kam. Er liebte dieses Spiel und hatte es darin zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Drüben gingen sie meistens auf den Spaß ein und warfen zurück. Wie auf eine stillschweigende Verabredung hin war es bisher stets bei harmlosen Wurfgeschossen geblieben. Die französischen Landsturmwaddings verstanden auch einen Scherz.

Heute dauerte es erst einige Zeit, bis der Gegengruß von drüben kam. Es war ein alter Wassersack, vollgestopft mit Erdbrocken. Hinüber und herüber ging die Werferei, und der Anzinger gab sich ihr aus vollem Herzen hin. Unter andren schönen Dingen kam auch eine verbeulte Gamelle geflogen, das Eßgeschirr des französischen Soldaten. Sie fiel neben dem Anzinger nieder, der sich sofort danach bückte und die Gamelle aufhob. Da gab es einen ziemlichen Knall, und mit einem derben Fluch schleuderte der

Anzinger das Ding fort. Ein heimtückischer Hund mußte drüben die Gamelle geladen und auf diese Art zu einer behelfsmäßigen Handgranate gemacht haben.

Bei dieser Geschichte hatte der Anzinger viel Glück. Einige Blechsplitter saßen in der Hand und im rechten Oberarm. Der Arzt hinten im Feldlazarett von Marchelepont zerbrach sich den Kopf über die eigenartige Verletzung und ihre Ursache. Über den wahren Zusammenhang schnaufte der Anzinger natürlich keinen Ton; er wunderte sich im Gegenteil am meisten über den Zufall, der hier sein Spiel getrieben hatte. Insgeheim wütete der Anzinger aber über den hinterlistigen Kerl von drüben und schwor sich zu, nie wieder einem Franzmann zu trauen.

Wichtiger war aber eine andre Frage, die Frage nämlich, wie es zu drehen wäre, damit man zum eingereichten Urlaub und in die Heimat kommt. Die Wunde eiterte zwar und machte auch böse Schmerzen. Doch gefährlich war sie nicht, und so bestand wenig Aussicht für die Überweisung in ein Heimatlazarett. Mit allen Mitteln versuchte der Anzinger trotzdem sein Glück, fiel jedoch bei dem gewitzten Oberarzt glatt ab und mußte seine mutwillige Verletzung im Feldlazarett ausheilen.

Die Stimmung Anzingers läßt sich unter solchen Umständen leicht erraten. Sie lag noch weit unter dem Nullpunkt und wurde auch dadurch nicht merklich gehoben, daß die Wunde gut und rasch heilte.

Zum kotzen öd fand es der Anzinger im Lazarett, nachdem es mit dem Heimatschuß nichts geworden war. In einem deutschen Lazarett hätte der Anzinger mit aller Seelenruhe die Zeit ertragen. Hier drängte er selbst, daß ihn der Arzt möglichst bald gesund schrieb und wieder zurück zur Kompanie schickte.

Nach fünf Wochen hatte er es auch glücklich geschafft. Nur war die Division inzwischen verschoben worden und lag weiter nördlich in Stellung, in der Gegend von Cambrai. Daraus machte sich der Anzinger weiter nicht viel, sondern setzte sich mit dreißig andern Landsern auf einen rumpelnden und stoßenden Lastwagen, der die ganze Gesellschaft in Cambrai absetzte und dort ihrem weiteren Schicksal überließ.

Anzinger ergatterte nach manchem Herumlaufen endlich die gewünschte Auskunft über die derzeitige Stellung seines Regiments und machte sich auch am späten Nachmittag auf den Weg dahin. Hinter Marcoing, wo der Anzinger bei anbrechender Nacht hinkam, begannen die Laufgräben. Anzinger tauchte in einen davon und tappte seinen Weg weiter in die Stellung vor.

Es war an der ganzen Front ruhig. Nur selten fiel ein Schuß. Eigentlich könntest du dir eine ins Gesicht stecken, dachte sich der Anzinger und kramte in der rechten Patronentasche herum, die ein für allemal als Zigarettenbehälter dienen mußte. Aber umsonst fingerte er die ganze Patronentasche aus. Bei dem

überhasteten Aufbruch in Marchelepont mußte er ganz auf seine Zigaretten vergessen haben.

Nur einer, der es selbst erlebt hat, weiß, welche Gefühle in Anzinger hochstiegen. Ein leidenschaftlicher Raucher, der ohne seinen Sargnagel nur ein halber Mensch und Soldat war, stand er vor dieser Entdeckung wie vernichtet und überlegte, ob er nicht nach Marcoing zurück sollte, wo es sicher eine Kantine gab, die Sargnägel verkaufte. Wütend suchte der Anzinger alle Taschen durch und hätte fast Hurra geschrien. In einer Seitentasche des Brotbeutels fand sich einsam und allein eine Zigarette, nicht mehr ganz in Form, aber doch eine richtige und rauchbare Zigarette.

Liebevoll drehte der Anzinger den seltenen Fund zwischen den Fingern, roch daran, nahm sie zwischen die Lippen und wieder heraus und spielte damit auf eine sehr wunderliche, unter andren Umständen einfach lächerliche Weise. Dreimal war er entschlossen, den Sargnagel anzustecken, kam aber immer wieder von seinem Entschluß ab und verstaute die Zigarette zuletzt am gewohnten Platz in der rechten Patronentasche. Der seltene Fund sollte in aller Ruhe und mit erlesenem Genuß gedampft werden, wenn man bei der Kompanie eingerückt war.

Was war da los? – Stöhnte da nicht wer?

Abergläubisch war der Anzinger sonst nicht, und seine Nerven befanden sich auch in einer beneidenswert guten Verfassung. Unwillkürlich blieb er aber

doch stehen und horchte scharf in die Nacht. Kein Zweifel: Hier lag in nächster Nähe ein Verwundeter. Mit dem Grabenstecken, den er sich im Devot-Wald zurechtgestutzt hatte, tastete der Anzinger vorsichtig im Laufgraben weiter und stieß auch nach etwa zwanzig Schritten auf eine im Graben liegende Gestalt.

Der Sachverhalt klärte sich schnell auf. Der Mann, Meldegänger eines vorn liegenden Regiments, war bei der Rückkehr vom Befehlsempfang in Marcoing im Graben gestolpert und hatte sich den rechten Fußknöchel gebrochen. Geschehen war das in den ersten Morgenstunden. Da tagsüber fast kein Mensch durch den mehrfach eingesehenen Laufgraben kam, lag der Kamerad schon sechzehn Stunden an der Stelle seines Unfalls.

Anzinger vernahm diese Geschichte ohne übermäßige Gemütserregung und fragte den Mann nur, wie weit es noch bis vor in die Stellung wäre.

„Na, so an die zwölfhundert bis fünfzehnhundert Meter dürften es schon noch sein", klärte ihn der Beinbrüchling in einer unverkennbar preußischen Mundart auf.

„Wenn ich dir das Gewehr unterschiebe, Kamerad, und du dich auf mich stützen kannst, glaubst du dann, daß du es bis vorn schaffen wirst?" fragte der Anzinger ganz sachlich und machte auch gleich Anstalten zu seinem Hilfswerk. Der Kamerad bejahte eifrig, schlang den rechten Arm um die Schulter Anzingers

und hüpfte mit dem gesunden Bein, so gut es eben gehen wollte.

Ein blutsaueres Stück Arbeit war es trotzdem. Nach einigen hundert Metern schwitzte der Anzinger aus allen Poren. „Wie eine Sau, die im Kessel gebrüht wird", schilderte er hinterher dieses Schwitzen selbst.

„Hast du keinen Sargnagel, Kamerad?" tippte der Schützling Anzinger an. „Ich hab meine Zigaretten reinweg aufgedampft, als ich so mutterseelenallein dagelegen bin."

In der Seele Anzingers ging ein dunkler Kampf vor sich.

Sollte er oder sollte er nicht? Die einzige Zigarette da in der rechten Patronentasche kam ihm wie ein kostbarer Schatz vor.

Der Seelenkampf entschied sich aber schnell.

Anzinger fischte den einzigen Sargnagel aus der Patronentasche, schätzte ihn gewissenhaft auf zwei gleiche Hälften hin ab und gab dem Kameraden die gebührende Hälfte. Stillvergnügt hockten sie in einem Winkel des Laufgrabens und rauchten mit bedachtsamem Genuß, bis der Stummel die Fingerspitzen sengte und auch mit größter Kunst nicht mehr weiter zu rauchen war. Dann setzten sie ihren Weg gemeinsam fort und erschreckten den ersten Posten nicht schlecht, der zuerst steif und fest an ein Gespenst glaubte, als er die Gestalt mit den zwei Köpfen und den drei Beinen heranhüpfen sah.

Gewachsen war er wie ein Samenbaum, hoch, schlank und untadelig, ein Prachtkerl von Mann besten Frankenschlags, und sein ins Rötliche spielender Schnurrbart erweckte Gefühle eines heftigen Neides bei allen, die mit weniger Haar unter der Nase bedacht waren. Der Sergeant Adam Bürkstümmer hatte seine neun Jahre bei den „Leibern" gedient und war recht aufgebracht, als er am fünften Mobilmachungstag zu unserm Reserveregiment einrücken mußte. Wir waren, was Körperlänge und Brustumfang betraf, lauter Durchschnittsleute, auf die der hünenhafte Sergeant im wahrsten Sinn des Wortes herabschauen konnte. Er tat es in den ersten Tagen auch recht ausgiebig, und nicht nur äußerlich. Als langgedienter „Leiber" fühlte er sich über uns Feld-, Wald- und Wiesensoldaten erhaben und sparte nicht mit diesbezüglichen Hinweisen.

Von Rechts wegen gehörte er ins Leibregiment, und daß ihn der Mobilmachungsbefehl unter dieses Kroppzeug von älteren Reservisten und jüngeren Landwehrmännern stauchte, empfand der Sergeant Bürkstümmer als schreiendes Unrecht. Etwas gebessert wurde seine üble Laune erst, als man ihm die Fahne des dritten Bataillons anvertraute. Mit dem Messingschild des Fahnenträgers auf der breiten Brust kam sich der Sergeant Bürkstümmer wieder halbwegs als etwas vor, und wenn die Fahne vor-

erst auch in ihrem schwarzen Wachstuch verblieb: er, der Sergeant Adam Bürkstümmer, trug sie und kein anderer.

Als Fahnenträger gehörte der Sergeant zum Bataillonsstab und hat mit dem gewöhnlichen Soldatenvolk kaum etwas zu tun. Wir erkannten dieses Vorrecht auch willig an und freuten uns über den stattlichen Fahnenträger, der um einen Kopf über alles hinausragte. Der Tambour Segitz, ein ausgewichster und sehr mundfertiger Glasmacher, meinte allerdings, so lang möchte er um kein Geld in der Welt sein, wennschon der Kopf hingehalten werden soll. Da lobe er sich seine Einsfünfundsechzig. Die Franzmänner würden ihn nicht so schnell herausfinden.

Später hat es in der Front ja keine Fahnen mehr gegeben. Sie blieben hinten bei der großen Bagage und wurden nur zu Besichtigungen und Paraden aus ihrer Hülle geholt. Aber damals beim Ausmarsch im August 1914 wäre sich jede Truppe als Krümperei vorgekommen, wenn nicht vorneweg die Fahne gegangen wäre. Unsere Fahne trug der Sergeant Bürkstümmer von Saaralben, wo wir ausgeladen wurden, durch halb Lothringen, nahm sie einmal auf die rechte und dann wieder auf die linke Schulter und war wenig zufrieden mit dem Befehl, daß die Fahne in ihrem Wachstuch zu verbleiben hätte. Erst im Biwak oder Quartier lebte Bürkstümmer wieder etwas auf, wenn die Fahnenwache antrat und um ihn so eine Art Leibwache bildete. Er kam sich dann

recht als Mittelpunkt des ganzen Krieges vor und hielt der Wache lange, ernsthaft gemeinte Vorträge über den Wert und die Bedeutung einer Fahne. Wir waren weder für die Wache noch für diese Vorträge sonderlich begeistert, weil der Soldat im Biwak seine Ruhe haben und nicht vor einem schwarzen Wachstuch stillstehen will.

Der große Tag unsres Fahnenträgers kam am 20. August 1914 in der Lothringer Schlacht.

Es war ein herrlicher, heißer Sommertag, und uns behagte es in dem schattigen Laubwald bei Finstingen sehr. Aber gegen Mittag wurden wir aufgejagt, tappten eine geschlagene Stunde lang kreuz und quer durch den Forst und entwickelten uns dann an seinem Saum zum Gefecht. Höchst verwundert horchten wir auf das feine Summen und Zirpen um uns her, das von den französischen Lebelgeschossen kam. Das klang gar nicht bösartig, und erst, als da und dort einer zusammenzuckte oder umfiel, merkten wir, daß es Ernst wurde. Eigentlich sollten wir gar nicht schießen, aber ein Krieg, in dem nur einer pulvert, ist doch eine gar zu einseitige Angelegenheit. Wir böllerten deshalb entgegen dem Befehl lustig drauflos und kümmerten uns nichts um das Schimpfen und Wettern unsres Bataillonsführers, des strengen Majors Hollweck, der das Blaue vom Himmel fluchte.

In den Köpfen spukte damals noch das alte romantische Bild von einer Schlacht. Unser Major Hollweck

dachte gewiß an Weißenburg und Wörth, als er den Horniſten das Signal „Seitengewehr pflanzt auf!“ tuten ließ. Wir ſtellten alſo das Feuer ein, pflanzten auf und gingen zum Sturm mit der blanken Waffe vor.

Ein unvergeßliches Bild war es ſchon. In einer langen, vielfach gebrochenen Linie traten wir aus dem Wald. Die heiße Mittagsſonne blitzte in den blanken Bajonetten und im geſchwungenen Degen unſres Majors, der nach guter Führerart an der Spitze ging.

Aber was geſchah da?

Der lange Sergeant Bürkſtümmer, auf gleicher Höhe und an der rechten Seite des Majors, zerrte das ſchwarze Wachstuch von der Fahne, die ſich ſtolz im Wind bauſchte und uns den Weg wies auf die feuerſpeienden Hänge um das Dorf Angweiler. So mußte es 1870 geweſen ſein, genau ſo und um kein Jota anders.

Etwas hatte ſich aber doch wohl ſeither verändert.

Die Fahne flatterte noch keine volle Minute in der freien Luft, da ſchmetterte es von halbrechts her in unſre Linie; eine volle Schrapnellage fauchte heran und ſpie rund um die Fahne ihre hölliſche Ladung aus. Major Hollweck war der erſte Tote dieſes unter flatternder Fahne vorgetragenen Sturms. Mit ihm wurde noch ein halbes Dutzend Leute verwundet, und auch die Fahne bekam einiges von dem Schrapnell ab. Gar nichts geſchah dem Fahnenträger, un-

ſerm langen Schani Adam. Er war nur tief ins Herz getroffen, als ein Ordonnanzoffizier anſprengte und mit wutzitternder Stimme ſchrie, was für ein Idiot dieſen hirnverbrannten Befehl gegeben hätte. Auf der Stelle ſolle er die Fahne einrollen. Sonſt werde ihn ein heiliges Kreuzdonnerwetter in den Erdboden ſchlagen.

Angweiler wurde von uns nach zweiſtündigem wütendem Kampf ohne vorausflatternde Fahne genommen, die wir nur noch am Abend zu ſehen bekamen. Die Fahne war auf die Leiche des gefallenen Majors Hollweck gelegt.

Der Sergeant Adam Bürkſtümmer nahm das Meſſingſchild des Fahnenträgers ab und trat in Reih und Glied zurück. Er wurde unſer Gruppenführer und zeigte ſich bald als eine wahre Perle von Korporal. Das Erlebnis mit der Fahne ging ihm einige Zeit nach, weil ihn der Gedanke beſchäftigte, ob der Major Hollweck wohl auch gefallen wäre, wenn die Fahne nicht geflattert hätte. Der Tambour Segitz redete ihm dieſen Sparren aus mit dem unwiderleglichen Hinweis, daß in dieſem Krieg ſchon ein geſchwungener Degen vollauf genügt, um eins abzukriegen.

Unſre Lothringer Zeit war unterdeſſen zu Ende gegangen. Wir rückten von den Schlachtfeldern Nancys ab und ließen viele gute Kameraden in den Maſſengräbern um den Mont Couronné zurück, die dort auf das große Wecken warten. Die erſten Tage waren wir feſt überzeugt, daß nun alles beſſer wer-

den müßte, und ein paar Optimisten behaupteten sogar steif und fest, wir kämen als Besatzung nach Metz. Nach Metz kamen wir schon, aber nicht als Besatzung. Was wir besetzten, war ein Transportzug, der uns nach viertägiger Fahrt in Valenciennes ablud.

Weil wir nun in Denain recht anständige Quartiere bezogen, glaubten wir an eine Wendung zum Besseren, mußten aber vierundzwanzig Stunden nachher erfahren, daß es im Krieg immer nur dicker kommt. Für die nächsten drei Wochen bekamen wir kein Dach mehr über den Kopf, außer einmal für fünf Stunden in Douai. Sonst balgten wir uns in den Rübenfeldern und Weizendiemen, den Schlackenhalden und kleinen Waldstücken mit den Jägern von der X. französischen Armee herum, die sich als ein verflucht zähes Volk erwiesen.

In dieser angenehmen Lage begann der Stern unsres Schani Adam zu strahlen.

Wir waren alles gediente Leute und kannten uns im militärischen Betrieb aus. Wir wußten, daß eine Korporalschaft immer das sein wird, was ihr Korporal ist. Unser erster Unteroffizier, ein gutmütiger, aber etwas schwerfälliger Mensch, war am 25. August 1914 vor Schloß Léomont schwer verwundet worden. Er war ein prächtiger Kamerad, aber kein besonderer Vorgesetzter, weil er nach oben wie nach unten zuviel Respekt hatte. Der langgediente Sergeant Adam Bürkstümmer hielt es hier anders. Er konnte sackgrob sein, und war es oft genug gegen uns, aber er be-

hauptete sich auch nach oben und scheute sich durchaus nicht, auch dem Zugführer, wenn es not tat, deutlich zu kommen. Unser Schani Adam war eben ein alter Kapitulant mit allen Vorzügen und fast keinen Nachteilen eines solchen gelernten Soldaten. Sein größter Vorzug war in unsren Augen sein unbedingtes und unnachgiebiges Eintreten für seine Mannschaft. Das zeigte sich überall und in allen Kleinigkeiten, die im Frontleben so häufig den Ausschlag gaben.

Wenn gefaßt wurde, ob es nun Fleisch, Brot, Schnaps oder Tabak war, unser Schani Adam war dabei, wenn es sich nur irgend machen ließ, und wachte wie ein Schießhund, daß wir auch zu unserm gebührenden Teil kamen. Anschmieren konnte keiner den Schani Adam, der sich zudem in dem ausgekochten Tambour Segitz einen glänzenden Helfer herangezogen hatte. Einen vorwitzigen Fourier, der es trotzdem einmal versuchte, ließ der Sergeant derart absausen, daß es bei diesem ersten und einzigen Versuch blieb. Wie jeder alte Kasernenhoftreter hatte auch unser Schani Adam seine Eigenheiten. Eine unvorschriftsmäßig sitzende Feldmütze oder ein offener Knopf am Waffenrock konnte ihn rasend machen. Bei solchen Anlässen brüllte er wie ein hungriger Löwe, nur daß kein Löwe jemals auf die saftigen Ausdrücke verfallen wäre, die dann unter dem stattlichen Schnurrbart des Sergeanten Bürkstümmer hervorquollen.

Gegen Ende Oktober 1914 trat jener seltsame mili-

tärische Starrkrampf ein, der nachher als Stellungskrieg berühmt geworden ist. In der ersten Zeit konnten wir uns nur schwer an diesen Zustand gewöhnen, und am meisten maulte über diesen Zustand unser Schani Adam.

„Ein Krieg soll das noch sein?“ ließ er sich dem Tambour Segitz gegenüber vernehmen. „Ein Krieg? ... Da bin ich doch schon gleich lieber bei einem Bahn- oder Wasserleitungsbau als richtiger Baraber ... Nichts als buddeln und wieder buddeln, und wenn du glaubst, du bist endlich fertig, fällt dir die ganze Bescherung auf den Dätz, oder der Franzmann schießt sie zusammen. Da war es im August noch eine andre Kiste ...“

Worauf die Geschichte vom Sturm auf Angweiler folgte mit der entrollten Fahne, dem plötzlich zusammensackenden Major Hollweck und dem wütenden Regimentsadjutanten, der den Fahnenträger vor versammelter Mannschaft und mitten im schönsten Gefecht anschnauzte. Diese Geschichte tischte unser Schani Adam bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf und verriet damit, wie tief das Erlebnis in ihm saß. Damals war es noch ein Krieg nach seinem Herzen gewesen, eine klare, übersichtliche Sache mit „Sprung auf! Marsch, marsch!“, schlagenden Tambouren und entrollter Fahne. Leider hatte dieser Krieg keine fünf Minuten gedauert, und was seither als Krieg geführt wurde, gefiel unserm Schani Adam gar nicht.

Unser Vergnügen war nun auch nicht gerade übermäßig. Drei Tage Stellung, drei Tage Ruhe, dann wieder vor und schanzen: es ließ sich leicht etwas ausdenken, was uns mehr Spaß machen konnte. Die Stellung war danach. Sie lag bei Carency, war von drei Seiten eingesehen und gesegnet mit Läusen, Ratten und ähnlichen Annehmlichkeiten. Von unten bekamen wir Wasser, von oben Granaten, und wenn wir auf unsrem Marsch von oder zur Stellung ausschauten wie eine Bande von Strauchdieben, so hatte das seine guten Gründe. Dabei fiel unsre Gruppe den übrigen Kameraden der Kompanie durch eine geradezu unverschämte Sauberkeit auf, weil unser Schani Adam seine Begriffe von einem ordentlich angezogenen Soldaten hartnäckig behauptete. Mit der Zeit gab der Schani Adam aber doch klein bei, und als er sich erst selbst einen, weiß der Himmel wo gefundenen Mehlsack über die Hose gezogen hatte, drückte er auch bei uns die Augen wohlwollend zu.

Doch austoben mußte sich der unserm Schani in Fleisch und Blut übergegangene Ordnungssinn, und das war recht gut für uns. Im ganzen Bereich des Bataillons gab es keinen Unterstand, der mit dem unsrigen einen Vergleich aushielt. Mit der Liebe eines Künstlers war das elende Dreckloch ausgestattet, und wehe dem Sünder, der auch nur im kleinsten Punkt gegen die geheiligte Ordnung und Sauberkeit verstieß. Auf ihn ging eine Schimpfkanonade herunter, daß er während ihrer Dauer von der rich-

tigen Kanonade draußen wenig oder gar nichts hörte. Viermal fanden wir beim Besetzen der Stellung unsern Unterstand eingestürzt vor, aber jedesmal bauten wir ihn wieder auf, voran unser Schani Adam, der in diesem Geschäft allmählich eine wahre Meisterschaft erlangt hatte. Auf Weihnachten zu wurden die Tage recht kalt und unbehaglich, so daß wir schnatterten und husteten in der feuchten Kälte. Auch dafür wußte unser Schani Adam Abhilfe. Eines Abends beim Vorgehen in Stellung brachte er mit dem Tambour Segitz zusammen einen eisernen Ofen angeschleppt, den sie in irgendeinem Haus von Avion aufgegabelt hatten. Wir schwitzten und fluchten nicht schlecht, bis wir den Ofen vor in die Stellung beförderten, waren dann aber doch froh, als wir ihn vorn hatten. Was den Winter über alles in diesen Ofen gesteckt und von ihm verdaut worden ist, entzieht sich jeder Schilderung. Er stank manchmal zum Erbrechen, weil alte Lederabfälle oder ein ähnlicher Brennstoff seinen runden, rotglühenden Wanst füllten. Aber wir gewöhnten uns schnell daran und waren einstimmig der Ansicht, daß erstickt immer noch besser als erfroren ist.

So halfen wir uns schlecht und recht durch den Winter und waren froh, als es endlich Frühling wurde. Ich war zu dieser Zeit bereits im Lazarett und heilte dort den Granatsplitter im Hinterkopf aus. Erst viel später erfuhr ich durch den Kameraden Anzinger, wie es mit unserm Schani Adam weiter-

gegangen ist. Der Anzinger stand beim Schani Adam in keinem besonderen Ansehen. Das erklärte sich recht einfach. Der Anzinger legte nämlich nicht den geringsten Wert auf eine vorschriftsmäßig sitzende Feldmütze, und geschlossene Knöpfe gab es an seinem Waffenrock auch nicht, weil der Anzinger meistens keinen heilen Knopf mehr am Waffenrock hatte.

Wir trafen uns, wie sich Frontsoldaten damals zu treffen pflegten, auf einem Zufallsurlaub, kannten uns sofort wieder und waren auch gleich in den Austausch alter Erlebnisse vertieft. Ich fragte dabei auch nach unserm Schani Adam.

Der Anzinger kratzte sich erst nachdenklich den Struwelkopf und suchte in seiner Erinnerung.

„Du meinst doch den mit der Fahne, und der immer so auf die Mütze und die Knöpfe gesponnen hat? ... Ja, der ist auch ...“

Hier folgte eine Handbewegung, die alles sagte. Ich war neugierig und drang in den Anzinger, doch Näheres zu berichten.

„Also, was soll ich da erzählen? ... Du bist am 9. Mai 1915 nicht mehr draußen gewesen? ... Da hast du einen Mordsdusel gehabt, alter Schwed ... Das war dir nämlich eine ekelhafte Kiste ... Die alte Stellung hast du wohl noch im Kopf? ... Na, gut! ... Da haben sie dir vielleicht hereingefunkt ... Der Schani Adam ist mit dem Flicken gar nicht mehr nachgekommen ... Wie sie uns gar noch den eisernen Ofen umgeworfen haben, da hat der Schani das

Handwerk aufgegeben und sich zu uns hinter die einzige, noch halbwegs erhaltene Schulterwehr gehockt ... Es muß so gegen zehn Uhr gewesen sein, bei hellichtem Tag, am 9. Mai 1915 ... Da sind sie uns auf den Pelz gerückt ... Alpenjäger waren es ... Du kennst die Sorte ja ... Wir haben dir gepulvert, was aus dem Lauf gegangen ist, und mit Handgranaten ist auch nicht von uns gespart worden ... Wir haben die Brüder auch richtig abgeschmiert ... Aber rechts von uns, auf Souchez zu, sind sie in hellen Haufen über die Stellung weg ... Das konnte gut werden, dachte sich jeder bei uns ... Aus dem Mausloch kommen wir nicht mehr heraus ... Schon gleich am Anfang hat es den Zugführer erwischt ... Kopfschuß! ... Weg! ... Da nimmt uns aber der Fahnenschani unter seinen Befehl ... Du weißt ja: Brüllen hat der Mensch können, daß kein Mörser gegen ihn aufgekommen ist ... Ich hab bei ihm keine besondere Nummer gehabt, und er bei mir auch nicht ... Aber alles, was recht ist: Ein Soldat durch und durch ist dieser alte Kommißkopf doch gewesen ... Wir haben uns den ganzen Nachmittag bis in den Abend hinein mit den Alpenjägern herumgeschossen ... In die Stellung ist keiner gekommen, und wär es rechts und links von uns auch so gegangen, dann hockten wir heut noch in dem Dreckloch bei Carency ... Was soll ich noch sagen? ... In der Nacht haben sie wieder zu funken angefangen, und auf einmal heißt es, der Schani ist gefallen ...

Es muß ein schwerer Koffer gewesen sein, denn zu finden war von dem Schani nicht mehr viel ... Badische Grenadiere haben uns dann abgelöst ... Die Kompanie hat mit sechsundvierzig Mann in Vimy gesammelt ..."

Der Anzinger zog erst eine tüchtige Prise Schnupftabak in die Nase, bevor er noch meinte: „Derselbe Koffer hat übrigens auch den windigen Schachtelkratzer, den Tambour Segitz erwischt ... Er ist mit dem Schani ja bei Lebzeiten immer zusammengesteckt ... Da ist es eigentlich in der Ordnung, daß sie im selben Massengrab liegen ..."

Das ist die Geschichte vom Schani Adam, der mit der Fahne in den Krieg zog und es nie verwinden konnte, daß der Krieg ganz anders gelaufen ist, als er erwartete. Ich kann ihn noch gut vor mir sehen: Gewachsen wie ein Samenbaum, ein Mannskerl von bestem Frankenschlag. Wenn ich endlich einmal den seit Jahren gehegten Plan, die Schlachtfelder um Arras aufzusuchen, durchführen kann, werde ich nicht an der Stelle vorübergehen, wo der Schani Adam gefallen ist.

Inhalt

	Seite
Die Feuerwassertaufe	5
Wie der Reservist Anzinger Arras eroberte	13
Der verlorene Brotbeutel	18
Für die Katz	28
Brüderschaft	33
Das Fest im Kukuruz	42
Stiefel muß sterben	46
Sargnagel – halb und halb	52
Der Schani Adam	60

Karl Bröger

wurde 1886 in Nürnberg geboren. Seinen eigenen schweren Weg vom Arbeiterjungen zum Kaufmannslehrling, Arbeiter und Dichter schildert er mit unerbittlichem Wahrheitsdrang und harter Sachlichkeit in seinem ersten Roman „Der Held im Schatten". In seinen Gedichten sucht er nach einer neuen Sinngebung der Arbeit; seine Kriegslyrik und die ergreifende Geschichte einer Frontkameradschaft „Bunker 17" künden von der nationalen Schicksalsgemeinschaft von Volk und Arbeiter.

Bunker 17

Geschichte einer Kameradschaft. 50. Tsd. geb. –.80

Diese Erzählung gehört zu den eindrucksvollsten Werken der deutschen Kriegsdichtung. In der einfachen Sprache des Frontsoldaten hat Bröger der treuen Kameradschaft bis in den Tod und dem großmütigen Opfergeist ein ergreifendes Denkmal gesetzt. Ein Heldenlied, wie es nur ein Dichter gestalten kann.

Volk, ich leb aus dir

Gedichte. 15. Tsd. geb. –.80

Die Hauptklänge der Brögerschen Dichtung treten in diesem Querschnitt durch sein lyrisches Werk ganz stark heraus: seine Kriegslyrik, die das ungeheuere Gesicht des Todes in vielfältigen Bildern männlich beschwor und verklärte, und der Lobgesang der Arbeit, der werkschaffenden Gemeinschaft, in der Bröger schon früh den zukünftigen Lebensausdruck seines deutschen Volkes gesehen hat. *Völkischer Beobachter*

Der Held im Schatten

Roman. 17. Tsd. kart. 2.40, in Leinen 3.80

Ein erschütterndes Bild, das den Kampf eines jungen Arbeiters um sein geistiges Werden schildert. Nicht nur inhaltlich macht dieses Buch einen nachhaltigen Eindruck als eine Wanderung durch die „Hinterhöfe des Lebens", ebenso wertvoll ist es durch seine künstlerische Form und durch die schlichte kraftvolle Sprache, in der das Leben dargestellt wird.

Eugen Diederichs Verlag Jena